

Adalbertus

zeitschrift für ostmitteleuropäische begegnung

herausgegeben von

adalbertus-werk e.v.

bildungswerk der danziger katholiken

adalbertus-jugend

katholische jugend aus danziger familien

forum



INHALT

Gerhard Nitschke AUREA PORTA MARIS BALTICI	Seite 2
Pfarrer Paul Magino Ostern – Licht bricht durch	Seite 3
Werner Bittner Die „urbs gyddanyzc“ zur Zeit des hl. Adalbert <i>Zum Referat von Dr. Andrzej Zbierski</i>	Seite 4
Georg Domansky Danzigs europäische Bedeutung in seiner Blütezeit unter der Krone Polens <i>Zum Referat von Dr. Hans-Werner Rautenberg</i>	Seite 5
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis Wissenschaftliche Traditionen Danzigs als Brücke in die Zukunft	Seite 8
Dr. Ewa Nawrocka „Hannemann“ oder „Tod in Danzig“ Eine literaturwissenschaftliche Einführung zum Werk Stefan Chwins	Seite 12
Prof. Dr. Andrzej Januszajtis Das Danziger Jubiläumsjahr 1997	Seite 16
Adalbert Ordowski Tod und Auferstehung – Religiöse Frühjahrstagung in Essen-Werden	Seite 17
Delegiertenkonferenz der katholischen Vertriebenenorganisationen	Seite 18
Aus der Geschichte der Kaschuben	Seite 18
Die Republik Polen	Seite 19
Hohe Auszeichnungen	Seite 19
Zum Gedenken	Seite 20
Veranstaltungen	Seite 20

**52. GEMENTREFFEN
VOM 22. BIS 27. JULI 1998**

ZUM TITELBILD

Roter Saal im Rechtstädtischen Rathaus. Die Gemälde der prächtigen Decke schuf 1608 Isaak von dem Blocke. Das Mittelbild zeigt die „Apotheose Danzigs“, eine sinnbildliche Darstellung der Macht und des Reichtums der Stadt als Allegorie des Danziger Handels in Verbindung mit dem Lauf der Weichsel und dem polnischen Hinterland.

IMPRESSUM

Herausgeber:

adalbertus-werk e.v. und adalbertus-jugend,
Hubertusstraße 5, 40219 Düsseldorf.

Redaktion:

Gerhard Nitschke (verantw.), Viola Nitschke
Am Gentenberg 1, 40489 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 40 04 40, Fax (02 11) 40 78 74.

Gestaltung und Herstellung:

Willi Wilczek SatzService,
An der Vehlingshecke 35, 40221 Düsseldorf,
Tel. (02 11) 15 30 31, Fax (02 11) 15 30 77.

Fotos: Archiv, W. Derow, G. Nitschke, U. Wobbe.

Die Zeitschrift erscheint viermal im Jahr.

Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Für Nichtmitglieder wird eine Spende in Höhe von 20,- DM je Jahr erbeten.

Konto: Postbank Essen (BLZ 360 100 43)

Konto-Nr. 1519 66-435

Die Titelseite dieser Ausgabe des *adalbertusforums* zeigt eines der schönsten erhaltenen Kunstwerke Danzigs, das jeden Besucher stets aufs neue zum Staunen bringt. Der Rote Saal im Rechtstädtischen Rathaus zählt – in seinem gestalterischem Zusammenklang von Wänden, Decke und Kamin – zu den bedeutendsten Interieurs der Renaissancezeit, und zwar nicht nur in der Stadt Danzig, sondern innerhalb des europäischen Kulturerebes. Zugleich ist dieser Raum, wie wohl kein anderer in der Stadt, ein Sinnbild für den Reichtum und die Macht Danzigs zu seiner Blütezeit. Man nannte Danzig damals „Venedig des Nordens“, und so schlägt auch insbesondere die Komposition der Deckengemälde – 1608 geschaffen von Isaak von dem Blocke, Mitglied einer aus den Niederlanden stammenden in Danzig ansässigen Künstlerfamilie – eine geistige Brücke zu der Handelsmetropole im Süden, mit der das Patriziat Danzigs seine Stadt immer wieder in Vergleich gestellt sah, aber auch wohl selbst vergleichen wollte. Auch dort stellt im Senatorensaal des Dogenpalastes die Decke eine Apotheose der Stadt dar, so wie das Mittelbild der Decke im Roten Saal als „Apotheose Danzigs“ bezeichnet wird. Danzig, dargestellt als AUREA PORTA, als GOLDENE PFORTE in beiderlei Richtungen: Pforte zur Adelsrepublik Polen, aber auch Pforte Polens zur Ostsee, zur Welt.

Das Titelbild soll noch einmal die Gedanken der Leser zurücklenken in das vergangene Jahr der 1000-Jahr-Feier Danzigs, so wie auch der größere Teil dieser Ausgabe den Einzelberichten von der 4. Deutsch-polnischen Studententagung in Danzig – am Ende des Jubiläumjahres vom 27. 9. bis 4. 10. 1997 – gewidmet ist. Hierbei stehen vor allem zwei ausführliche Artikel im Dienste der Geschichte der Stadt zur Zeit ihrer großen Blüte, deren Sinnbild das Titelbild darstellt. Der eine – inhaltlich das Referat von Dr. Rautenberg zusammenfassend – zeigt noch einmal die großen Zusammenhänge der Danziger Geschichte mit besonderer Herausarbeitung des Verhältnisses zwischen Polen und Danzig. Der zweite – das im Wortlaut wiedergegebene Referat von Prof. Januszajtis – ist ein in dieser Dichte wohl noch nie zusammengestelltes „Ruhmesblatt“ der Danziger Wissenschaft im europäischen Kontext. Beide Artikel – so hoffen wir – machen dem Leser erneut deutlich, daß es nicht gelingen kann, sich der Geschichte Danzigs mit einer „nationalen Brille“ zu nähern, so wie der Verlauf der gesamten 4. Studententagung in Danzig ihrem Thema wirklich gerecht wurde, nämlich „Danzigs europäische Geltung im Spiegel von Geschichte – Kultur – Glauben“ aufzuzeigen.

Das europäische Anliegen war auch das der letzten beiden Gementreffen in den beiden Jubiläumjahren, dem unseres eigenen „50.“ Treffens 1996 und dem des Doppel-Millenniums 1997; der europäische dialogische Prozeß auf vielerlei Ebenen bestimmte die inhaltliche Arbeit beider Begegnungen. Das kommende 52. Gementreffen – vom 22. bis 27. Juli 1998 – wird sich mit seiner Thematik in den gleichen Kon-

text stellen, sich diesmal jedoch in der geographischen Zuordnung auf jenen Raum beschränken, dem Danzig in seiner höchsten Blütezeit in engster Verflechtung verbunden war – wirtschaftlich, politisch, geistig, kulturell – den Ostseeraum, zu dem es AUREA PORTA war.

Das Mittelbild der Decke im Roten Saal des Rathauses wird beherrscht von einem monumentalen Triumphbogen, bekrönt von der Stadtsilhouette Danzigs. Umspielt wird dieser Bogen vom Lauf der Weichsel, von der Quelle in der Hohen Tatra bis zur Mündung in die Ostsee, auf die sich der Blick auf der linken Seite des Bogens weitet. Die Weichsel trägt auf Lastkähnen und Flößen die Reichtümer Polens der Mündung entgegen. Für sie war Danzig das Tor – POR-

AUREA PORTA MARIS BALTICI

TA – zur damals bekannten Welt, in die der Weg zu Schiff über die Ostsee führte – über das MARE BALTICUM.

So wie das Mittelmeer mit seinen Anrainerstaaen einen speziellen Kulturraum bildete, so kann man gleiches vom Raum um die Ostsee, dem „Meer des Nordens“, sagen. Auch dieses verklammerte eine eigene unverwechselbare Welt der Geschichte, Wirtschaft, Kultur und auch des Glaubenslebens, geprägt von ganz andersartigen Quellen und Strömungen als die Region des Südens, aber gleich dieser in einem unentwegten Austausch, der viele Gemeinsamkeiten schuf.

Der Verlauf der Geschichte hat die Welt und so auch den Ostseeraum verändert, und zwar sowohl im Laufe der Jahrhunderte, als auch in entscheidendem Maße gerade in unserer Zeit, wovon wir selbst Zeugen wurden. Doch haben die allerjüngsten Entwicklungen – vor allem die Beseitigung der trennenden ideologischen Schranken – auch Chancen eröffnet, sich erneut auf die historischen Gemeinsamkeiten zu besinnen und daraus Überlegungen für die gemeinsame Zukunft anzustellen.

Diesem Ziel soll das kommende Gementreffen dienen. MARE BALTICUM – GESCHICHTE – GEGENWART – ZUKUNFT IM OSTSEERAUM heißt das Leitwort, unter dem wir ökonomische, ökologische, kulturelle und kirchliche Fragen erörtern wollen. Gäste und Referenten aus den anrainenden Ländern werden dabei sein, um mit uns zu beraten, aber auch wieder mit uns zu feiern und zu beten. Wir freuen uns besonders, daß diesmal vier Bischöfe aus beiden Konfessionen unter uns sein und mit uns den ökumenischen Dialog führen werden. Auch hoffen wir, daß erneut eine starke Gruppe aus Danzig anreisen wird. Schon heute sei also zur Teilnahme am 52. Gementreffen sehr herzlich eingeladen; das Programm ist bereits dieser Ausgabe beigelegt, da aus finanziellen und organisatorischen Gründen eine frühere

Anmeldefrist notwendig ist, als bisher üblich war.

An den Schluß dieses Leitartikels sei ein kurzes Wort gestellt zu dem die katholische Vertriebenenarbeit in Deutschland in diesen Wochen bewegenden Thema: die für das Ende dieses Jahres von Rom aus angeordnete Neuordnung der Vertriebenenseelsorge durch die Deutsche Bischofskonferenz und die damit verbundene Änderung der Rechtsstellung aller Visitatoren, auch der des Danziger, obwohl dieser nicht der Deutschen Bischofskonferenz angehört. Auch das Adalbertus-Werk erwartet – zumal es durch seinen Vorsitzenden sowohl im Vorstand des Katholischen Flüchtlingsrates als auch der Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen vertreten ist – daß die zu treffende Lösung nur unter Mitwirkung der Betroffenen erarbeitet wird. Oberstes Gebot sollte dabei sein, daß es einerseits weiterhin eine geordnete Seelsorge für die Vertriebenen und Aussiedler geben muß – die auch in Zukunft das landmannschaftliche Prinzip wahren sollte – und daß andererseits auch die bisherige, über die beiden Kirchlichen Arbeitsstellen Nord und Süd geförderte, Bildungsarbeit nicht geschmälert werden darf. Beides bedingt vor allem verbindliche Zusagen der Deutschen Bischofskonferenz in Hinblick auf die Finanzierung.

Es muß in diesem Zusammenhang nochmals darauf hingewiesen werden, daß es gerade die katholischen Vertriebengemeinschaften – darunter auch das Adalbertus-Werk – waren, die schon lange vor der



„Wende“ den Brückenbau zu den Ländern ihrer Herkunft intensiv betrieben haben. Die Ausweitung dieses Werks der Versöhnung nach der „Wende“ wird in diesen Ländern besonders anerkannt und stellt die in dieser Hinsicht von nicht dort beheimateten Gruppen ergriffenen Initiativen weit in den Schatten. Es hat den Anschein, daß diese Tatsache – insbesondere auch beim Heiligen Stuhl – kaum gewürdigt wird. Wir erwarten jedoch von der Deutschen Bischofskonferenz, daß sie bei den Verhandlungen dessen eingedenk sein wird!

Das nächste Gementreffen wird erneut unter Beweis stellen, wie das Adalbertus-Werk seinen Beitrag zum weiteren ostmitteleuropäischen Dialog sieht und gestaltet.

Gerhard Nitschke

1. Vorsitzender des Adalbertus-Werkes e.V.

Ostern – Licht bricht durch

Geistliches Wort

Pfarrer Paul Magino

Wie sehr sehnen wir uns in diesen Tagen nach dem Licht und dem neu aufbrechenden Leben in der Natur. Jahr für Jahr bringt Ostern die Erfahrung, daß aus dem Dunkel das Licht kommt, aus Tod neues Leben.

Die Osterkerze erleuchtet in der Osternacht das Dunkel der Kirche. Sinnbildlich für unser ganzes Leben ist der dunkle Kirchenraum, der uns umgibt. In ihn hinein leuchtet der Auferstandene, sein Licht macht hell.

Diese Ostererfahrung wird nicht allen Menschen zuteil. Bei vielen bleibt das Dunkel ein Leben lang. Wer sich schwer tut mit der Versöhnung, wer im anderen nur einen Gegner sieht, wer den Blick nicht nach vorne wenden kann, dem bleibt alles dunkel.

Ich wünsche uns allen die Erfahrung der Ostersonne, des lebensspendenden Lichtes in der Nacht, das Versöhnung schafft, Lähmung nimmt, Gegensätze aufhebt, neue Wege zeigt.

Unser Adalbertus-Werk ist Ort für solche Versöhnung. Auch hier erleben wir die Kraft, die von Ostern ausgeht, die Zusage des Auferstandenen: „Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt.“

Mit der ganzen Kirche sind wir auf dem Weg zum Heiligen Jahr 2000. Gottes Geist in der Welt ist dieses Jahr 1998 als Vorbereitungsyear überschrieben. Gottes Geist begleitet uns auf unseren Versöhnungswegen. Der Heilige Geist belebt uns und läßt uns wachsen. Er führt uns zur und erhält uns in der Einheit. In unserem Werk werden die verschiedenen Gaben, die in jedem von uns grundgelegt sind, sichtbar und zum Wohl aller eingesetzt. So können wir in diesen Wochen zwischen Ostern und Pfingsten beten mit Worten, wie sie Augustinus (354–430, Bischof von Hippo, Kirchenlehrer) zugeschrieben werden:

*Atme in mir, du Heiliger Geist,
daß ich Heiliges denke.*

*Treibe mich, du Heiliger Geist,
daß ich Heiliges tue.*

*Locke mich, du Heiliger Geist,
daß ich Heiliges liebe.*

*Stärke mich, du Heiliger Geist,
daß ich Heiliges hüte.*

*Hüte mich, du Heiliger Geist,
daß ich das Heilige nimmer verliere.*

Gottes Ja zum Leben, zu meinem und zu anderem, will meinen Blick prägen. Gottes liebenden Blick für Mensch und Schöpfung dürfen wir übernehmen. In allen Situationen unseres Lebens ist Gott der „Ich bin da“, in den frohen und schweren Stunden. Die Gabe des Geistes kommt aus der umfassenden Macht, dem Leben und der Liebe Gottes. Da bewegt sich etwas, da geschieht etwas,



Das Zeichen des Heiligen Geistes über der Orgel in Oliva.

was uns zur Versöhnung treibt, zum Abreißen von Grenzen und Mauern.

Unsere Aufgabe ist es, mit diesem Blick Gottes das Leben anzuschauen in der nächsten Umgebung, in der Gesellschaft, in Kirche und Welt. Gottes heiliger Geist treibt uns dann an zu einem Leben aus der Perspektive, der Sichtweise Gottes. Solches Leben ist Versöhnung, Liebe, Barmherzigkeit und Güte, solches Leben richtet den Blick nach vorne, zum Nächsten, solches Leben macht Mut zu Schritten des Friedens.

Ich wünsche uns allen, unserem Adalbertus-Werk und allen, die zu uns gehören, diese Kraft des Heiligen Geistes.



Befestigter Burgbezirk um 1000 an der Mündung der Motława in die Weichsel.

Die „urbs gyddanyzc“ zur Zeit des hl. Adalbert

Referent: Dr. Andrzej Zbierski,
Danzig

Der zweite Tag der 4. Studientagung des Adalbertus-Werkes in Danzig war der Geschichte gewidmet. Mit seinem Vortrag wollte Dozent Dr. habil Andrzej Zbierski, Archäologe und Direktor des Danziger Meeresmuseums, ein wenig Licht in die Ursprünge unserer Heimatstadt und ihrer Umgebung bringen. Johannes Canaparius hat in seiner Vita des hl. Adalbert erstmals Danzig als „urbs gyddanyzc“ erwähnt. Der Chronist berichtet darin, daß 997 der hl. Adalbert vielen Menschen in Danzig die Taufe gespendet habe: „...baptizabantur hominum multae catervae.“ Das zeigt, daß die Gegend damals schon besiedelt war. Diese These wurde durch archäologische Ausgrabungen untermauert. Die Spurensuche mit Schaufel und Spaten bis in fünf Meter Tiefe brachte zahlreiche Funde in Form von Keramik, Bernstein, Münzen und Goldschmuck zu Tage. In der Zeit der Völkerwanderung wurde das Mündungsgebiet der Weichsel sowohl von Ost nach West als auch von Nord nach Süd von verschiedenen Volksstämmen durchzogen. Zahlreiche Funde weisen z. B. auf die Anwesenheit der Goten hin.

Wie stellt sich nun die Verteilung der Völkerschaften im Europa der Jahrtausendwende – also zur Zeit des hl. Adalbert – dar? Damals endete das von den Ottonen regierte Frankenreich an der Elbe. Auf Otto II., der 983 in Rom starb, folgte sein Sohn Otto III., der 996 in Rom zum Kaiser gekrönt wurde. Östlich der Elbe siedelten die Westslawen. Der Piastenherzog Mieszko I. (960–992) verschaffte den Polanen unter den westslawischen Stämmen eine

Vorrangstellung. Durch seine und seiner Gefolgsleute Taufe (966) gewann er sie für den christlich-westeuropäischen Kulturkreis. Der Machtbereich seines Sohnes Bolesław I., des Tapferen (992–1025), erstreckte sich von der Oder bis zur Weichsel und bis an die Ostsee einschließlich des Gebietes von Danzig. In seinem Todesjahr wurde er noch zum König gekrönt. Eine besondere Stellung in seinem Reich nahmen Gnesen und Posen ein. Gnesen mit der Hauptburg und dem Dom wurde im Jahre 1000 bei der Begegnung von Otto III. und Bolesław Chrobry am Grab des hl. Adalberts zum Erzbistum erhoben.

Was wissen wir aus dieser Zeit über Danzig? Die archäologischen Funde zeigen, daß es damals bereits eine organisierte Ansiedlung von Handwerkern, Bootsbauern und Seeleuten, Fischern und Händlern an der Motława, Weichsel und der Ostsee gegeben haben muß. Grabungen in der Nähe des Rechtstädtischen Rathauses lassen vermuten, daß der älteste Kern Danzigs sich im

Bereich des heutigen Langen Marktes befunden haben muß. Vor dem Ersten Weltkrieg fand man in diesem Bereich Bootsreste aus dieser ältesten Zeit. In neuerer Zeit fand man auch im heutigen Ohra Überreste von Booten. Spuren der Besiedlung fand man bei Grabungen auch im Bereich des heutigen Hauptbahnhofes. Im 10. Jh. wurde die bestehende Siedlung samt Hafen durch eine Wallanlage geschützt. Eine besonders ausgebaute Wehranlage, die die Burg und eine sie umgebende Siedlung – das „suburbium“ – umgab, befand sich an der damaligen Mündung der Motława in die Weichsel, die näher an der Stadt lag als heute. Danzig war zu dieser Zeit nur eine Ansiedlung in einer ganzen Kette von an der Ostsee gelegenen befestigten Hafenanlagen.

Um einen Eindruck von den akribischen Arbeiten der Archäologen zu bekommen, führte uns Dr. Zbierski zu den Ausgrabungen in der Katharinenkirche. Man geht davon aus, daß es sich bei ihr um die älteste Kirche Danzigs handelt. Ein erster steinerner Kirchbau geht auf das Jahr 1178 zurück, jedoch ist davon auszugehen, daß schon im 10. Jahrhundert an dieser Stelle ein Gotteshaus bestand, weil bei den jüngsten Grabungen hier ein christlicher Friedhof gefunden wurde. Einige Meter unter dem Boden des Chorraums der Kirche konnten wir einen Blick in eine Grabkammer mit den mumifizierten Gebeinen der dort gefundenen Toten werfen. In einer zum Adalbert-Jubiläum erschienenen Broschüre des Erzbistums wird sogar vermutet, daß hier der hl. Adalbert am 27. März 997 getauft hat.

Zum Abschluß dieses interessanten Vormittags zeigte uns Dr. Zbierski in der St. Katharinenkirche noch das Grab des Danziger Ratscherrn, Astronomen und auch Bierbrauers Johannes Hewelke (1611–1687), das man erst vor wenigen Jahren wiederentdeckt hat, unmittelbar unter seinem Epitaph von 1780 am ersten nordöstlichen Chorpfeiler, das ohne Beschädigungen den Krieg überdauerte. Dr. Zbierski war an den archäologischen Forschungen im Zuge des Wiederaufbaus der Kirche maßgeblich beteiligt.

Werner Bittner



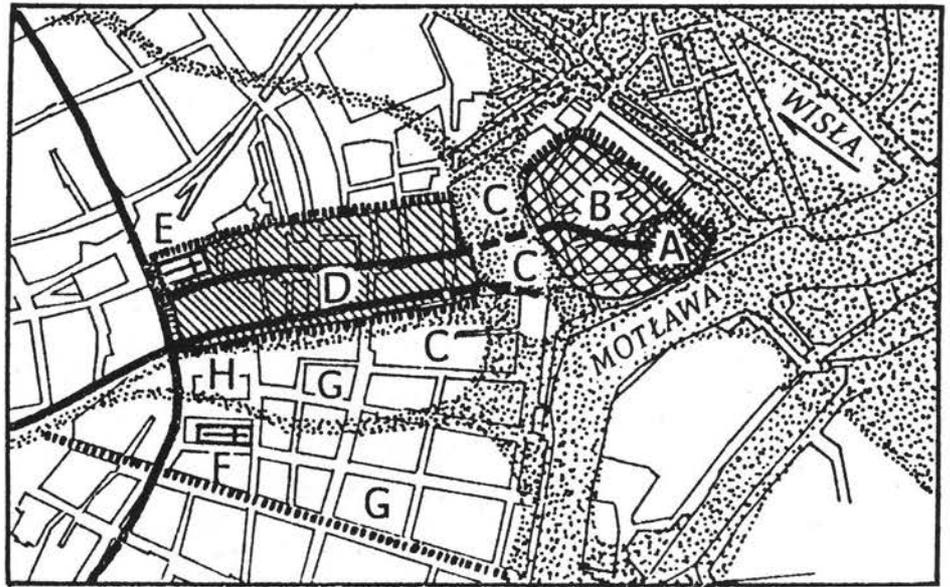
Mumifizierter Körper (10. Jh.)
unter der Katharinenkirche.

Unbestritten sei heute, daß die Blütezeit Danzigs im Zeitraum von 1454 bis 1793 mit dem „Goldenen Zeitalter“ Polens zusammenfalle. Mit dieser Aussage begann Herr Dr. Rautenberg sein Referat. Es gäbe immer noch manche, die meinten, die vorhergehende Geschichte Danzigs begänne erst im 13. Jahrhundert. Das ist richtig, wenn die deutsche Geschichte der Stadt gemeint ist. Historisch sicher und durch Ausgrabungen bezeugt ist aber die Erwähnung einer „urbs gyddanyzc“ bereits 997 in der Biographie des hl. Bischofs Adalbert. Allerdings handelt es sich hier um eine Niederlassung von Westslawen, dem Herrschaftsbereich des Polenherzogs Miesko I. zugeordnet. Doch schon bald, nach dem Tode seines Sohnes Bolesław I. Chrobry (des Tapferen), 1025, erscheint Danzig als administrativer und wirtschaftlicher Mittelpunkt eines selbständigen Herzogtums Pomerellen unter der einheimischen Dynastie der Samboriden. Kirchlich wird die Stadt nach dem Erstarken des Christentums 1123 in die Diözese Kujawien eingegliedert.

Zu Ende des gleichen Jahrhunderts rief Herzog Subislaus I. Zisterzienser in das Land, die 1186 das Kloster Oliva gründeten. Damit beginnt ein Zustrom von Bauern, Handwerkern und Kaufleuten vorwiegend aus dem niederdeutschen Raum. Das friedliche Nebeneinander der slawischen Pomeranen mit den Zuwanderern ist ein typisches Kennzeichen des ganz Europa umfassenden Landesaufbaus im 12. und 13. Jahrhundert. Als sich der Zustrom, vor allem aus den Räumen Lübeck und Elbing, um die Mitte des 13. Jahrhunderts verstärkte, kam es zur Gründung einer neuen Siedlung – der „Hauptstadt“ – in einiger Entfernung von der slawischen Siedlung. Die deutsche Geschichte Danzigs beginnt.

Der „Hauptstadt“ wird 1261 oder 1263 vom Herzog Swantopolk Lübisches Stadtrecht verliehen. Damit entsteht eine Stadt nach westeuropäischem Muster mit Marktrecht und Zollfreiheit. Zunächst ist damit aber noch nichts ausgesagt über die ethnische Zusammensetzung der Bevölkerung der Stadt. Es fällt aber auf, daß die mit ganz Europa Handel treibenden Kaufleute den Stadtrat nur aus den eigenen Reihen bildeten und lange Zeit das Bürgerrecht nur an aus Lübeck stammende oder zumindest mit Lübeck verbundene Neubürger vergaben. Ein ähnlicher Prozeß ist in Königsberg, Riga und Reval zu beobachten. Danzig war zu Ende des 13. Jahrhunderts zum bedeutendsten Handels- und Verwaltungszentrum des Landes herangewachsen, als 1294 das Herrscherhaus der Samboriden ausstarb. Im Konflikt um das Erbe zwischen Polen, Brandenburg und dem Deutschen Orden ging 1308 der letztere als Sieger hervor. Die Ereignisse von 1308/1309, die mit der gewaltsamen Einnahme der Stadt und der blutigen Niederschlagung des Widerstandes vor allem der deutschen Bürger verbunden waren – sind bis heute Gegenstand emotionsgeladener Debatten zwischen deutschen und polnischen Historikern geblieben.

Die Ordensritter erkannten die vorhande-



Danzig zu Beginn des 13. Jh. – Plan auf dem heutigen Straßennetz nach den Grabungsergebnissen von Dr. A. Zbierski: Burgbereich=kariert, Stadtgebiet=schraffiert, früherer Flußlauf der Weichsel/Wisla und Motława/Motława=punktiert. A=Sitz des Fürsten, B=Burgsiedlung, C=Hafen, D=Stadtgebiet, E=Katharinenkirche, F=Nikolaikirche, G=Besitzungen des Dominikanerklosters, H=Marktplatz.

nen Siedlungskerne an und vermehrten sie durch eine besonders privilegierte Jung- bzw. Neustadt. Der Hauptstadt wurde als „Rechtstadt“ 1343 noch einmal das Stadtrecht verliehen, diesmal gemäß dem im gesamten Ordensland geltenden Kulmer Recht. Trotz dieser wohl als Geste guten Willens und der Beschwichtigung zu verstehenden Maßnahme standen die Danziger dem Deutschen Orden ablehnend gegenüber, insbesondere wegen des vom Orden beanspruchten Handelsmonopols.

Die polnischen Bewohner waren vorwiegend in den niederen Schichten vertreten und vor allem als Hafentarbeiter und Dienstleute beschäftigt. Die kirchliche Bindung an Polen blieb erhalten, Danzig und das Umland gehörten zum Bistum Wocławek/Leslau.

Die vernichtende Niederlage des Ordensheeres gegen die Polen bei Tannenberg 1410 war für die Danziger willkommenen Anlaß, sich vom Orden zu lösen und sich gegen Gewährung zahlreicher Privilegien dem

Danzigs europäische Bedeutung in seiner Blütezeit unter der Krone Polens

Referent: Dr. Hans-Werner Rautenberg, Marburg

Mehrere Aufstände – 1361, 1378, 1411 und 1416 – wurden niedergeschlagen. Gleichwohl erlebte vor allem die Rechtstadt einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung. 1361 trat Danzig der Hanse bei und entwickelte sich bald zu deren bedeutendstem Mitglied im Ostseeraum.

Zum Beginn des 15. Jahrhunderts zählte Danzig bereits 10.000 bis 12.000 Einwohner, für mittelalterliche Verhältnisse eine außerordentliche Größe, gab es doch auf dem damaligen Reichsterritorium kaum Städte mit mehr als 5.000 Einwohnern. Die Verkehrssprache war Niederdeutsch, mit den Ordensherren – meist Franken und Thüringern – auch mitteldeutsch. Die Stadtbücher wurden weiter in lateinisch geführt.

polnischen König zu unterstellen. Der anschließende erste Thorner Friede mit der Wiederherstellung der alten Ordnung war nur ein kurzer Aufschub bis zum endgültigen Bruch mit dem Orden. 1440 gründeten die Städte und der landsässige Adel in Marienwerder den „Preußischen Bund“ mit dem Ziel der endgültigen Beseitigung der Ordensherrschaft. 1454 huldigte die Stadt Danzig als Sprecherin des Bundes dem Polenkönig Kasimir IV., dem Jagiellonen, und leistete ihm in dem folgenden 13jährigen Krieg gegen den Orden militärische und vor allem finanzielle Hilfe. Die Danziger Zwingburg des Ordens wurde von den Bürgern dem Erdboden gleich gemacht, ebenso die Jungstadt, deren Bewohner in einem besonderen Treueverhältnis zum Orden standen. Nach dem siegreichen Ende des Krieges gehörte Danzig dann nach dem zweiten Thorner Frieden von 1466 zu Polen, jedoch – mit einem der Stadt zugewiesenen eigenen Territorium – in einer besonderen Stellung zur polnischen Krone. 1455

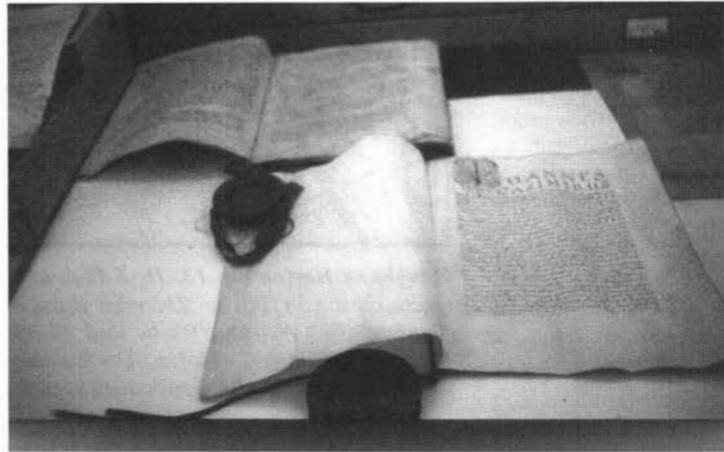
und 1457 gewährte König Kasimir IV. der Stadt die berühmten „Privilegia Casimiriana“, durch die Danzig einen fast autonomen Status im polnisch-litauischen Staatsverband erhielt.

Jetzt beginnt die Blütezeit Danzigs, die sich im wesentlichen mit dem „Goldenen Zeitalter“ Polens deckt. Vom 15. bis 17. Jahrhundert war sie die bevölkerungsreichste und wohlhabendste Stadt der Adelsrepublik. In der Stadt lebten ca. 3.000 Handwerksmeister, die Zehntausende von Arbeitern beschäftigten. Die Führung der Stadt lag weiter in den Händen eines aus wenigen Kaufmannsfamilien bestehenden Patriziates, das seine Sitze im Rat inzwischen als erblich betrachtete. Der Kreis dieser Familien wurde im Laufe der Zeit immer kleiner, zunächst waren es 132, zuletzt nur noch 52.

80 % des polnischen Außenhandels, vor allem mit Holz und Getreide, wurden über Danzig abgewickelt. Zielgebiete waren besonders die städtischen Ballungsgebiete in Flandern und den Niederlanden. Die Einwohnerzahl stieg auf etwa 70.000, damit lag Danzig an dritter Stelle im nördlichen Bereich Europas nach London und Antwerpen. Vom Glanz und der Macht der „Königin der Weichsel“ kündeten von nun an die stolzen Kirchen und prächtigen Bürgerhäuser. Kunst, Kultur und Wissenschaft fanden hier eine Heimstadt. Schon 1498 wurde die erste Druckerei gegründet, 1558 das weit über Danzig hinausstrahlende Gymnasium Academicum. Es entstanden berühmte Bibliotheken, und wissenschaftliche Vereinigungen. Die polnische Historikerin Maria Bogucka schildert in ihrem Buch „Das alte Danzig“ das damalige Danzig als eine gleichsam heterokulturelle Stadt. In der Zeit der großen Entdeckungen, der ersten Gründung von Manufakturen und der ständigen Ausweitung des Handels gelangte Danzig zu Macht und Wohlstand. Polen wurde zur Kornkammer Europas, und der Umschlagplatz der polnischen Handelsgüter war Danzig.

Aus dieser Zeit stammen die schmückenden Beiwörter für die Stadt: „Venedig des Nordens“, „Zierde der ehrwürdigen Krone Polens“ und „Fortunas Liebling“. Ein Italiener, Rugieri, beschreibt die Stadt in der Mitte des 13. Jahrhunderts in den Wochen des Dominikanermarktes so: Deutsche, Franzosen, Flamen, Engländer, Spanier, Portugiesen bevölkern die Stadt. Mehr als 400 Schiffe brachten Seide, Öl, Zitronen, Spezereien, Tuche in die Stadt und fuhren mit den auf der Speicherinsel gelagerten Produkten Polens – Getreide, Leinen, Flachs, Honig, Bauholz – wieder heimwärts. Möglich wurde diese wirtschaftliche Entwicklung unter dem Schutz der polnischen Krone auf der Grundlage der Casimirianischen Privilegien. Diese machten Danzig, wie der Rechtshistoriker Karl Fick 1989 zusammenfaßte, zu einer politisch selbständigen freien Stadt. In ihrem Umkreis durfte keine konkurrierende Stadtgründung vorgenommen werden. Zugestanden wurden: eigene Innenpolitik, Steuerrecht, Zölle, Münzrecht und Rechtsprechung – auch in

Seerechtsfragen –, eigenes Militär, Selbstbestimmung der Außenpolitik und der Flagge sowie uneingeschränkter Gebrauch der deutschen Sprache. Die Stadt durfte nicht gezwungen werden, Truppen aus Polen oder anderen Ländern einzulassen. Sie hatte das Recht, eigene Gesandte zu ernennen und selbst Verträge abzuschließen. Das bedeutete praktisch Souveränität eines Stadtstaates, ähnlich der von Venedig. Der Reichtum der Stadt und zugleich der Aufbau eines



Die „Privilegia Casimiriana“, Original im Danziger Stadtarchiv.

qualifizierten Bankwesens gestattete es mehrfach der Stadt, dem polnischen König Kapitalhilfe zu leisten.

Herz und Begegnungszentrum der Stadt wurde mehr und mehr der Hafen. Danzig wurde so zum größten Umschlagplatz im Ostseeraum. Die Handelsbeziehungen umspannten die ganze damals auf dem Seewege erreichbare Welt. Da der Anfall von Gütern auf Dauer die Lagerkapazität in den Häusern der Kaufleute überstieg, entstand – auch einmalig in der Welt – mitten in der Stadt die Speicherinsel mit ihren 5 bis 6stochwerkshohen Lagerhäusern, eingeschlossen von der Mottlau und einem neuen künstlich geschaffene Mottlauarm.

In gleicher Weise entwickelten sich die kulturellen Beziehungen. Die Architektur zeigt vor allem niederländische und auch italienische Einflüsse, vergleichbar mit Gent, Lübeck, Reval. Künstler und Gelehrte aus ganz Europa wurden angezogen, so aus den Niederlanden der Baumeister Antony van Obbergen, sowie die Künstlerfamilie von dem Blocke. Bald gesellten sich aus Danzig gebürtige dazu, wie Johannes Hewelke, Daniel Fahrenheit, Andreas Schlüter, Daniel Chodowiecki.

Bei aller Weltoffenheit blieb das deutsche Gepräge der Stadt erhalten. Ausländer durften nur mit ausdrücklicher Genehmigung in Danzig handeln und sich nur außerhalb der Stadt ansiedeln, wovon heute noch Stadtteilnamen wie Alt- und Neuschottland zeugen.

Ein neuer Abschnitt begann mit der Reformation. Diese wurde zunächst von den Zünften getragen, doch der Rat der Stadt blieb in der engen politischen Interessengemeinschaft mit der polnischen Krone.

Davon zeugt die 1526 der Stadt von König Sigismund I., dem Alten, gegebene neue Verfassung: die „Statuta Sigismundi“. Der König nahm das Patriziat gegen die – insbesondere auch sozialen – Forderungen der Zünfte in Schutz, verbot zunächst die neue Lehre Luthers und sicherte weiterhin die herausgehobene Stellung des Rates. So setzte sich die Reformation erst durch, als auch der Rat sich der neuen Lehre anschloß. 1577 gewährte König Stephan Barthory den

Lutheranern und Calvinisten die freie Religionsausübung, während diese Randgruppen – wie den Mennoniten und den Juden – weiter verwehrt wurde.

Die Tatsache, daß Danzig als Hansestadt zugleich der polnischen Krone unterstand, war damals in vernationaler Zeit kein

Widerspruch. Allerdings verteidigte sie die ihr gewährten Freiheiten sehr energisch, selbst mit Waffengewalt und auch gegenüber dem König, wenn sie diese gefährdet sah. Mit nationalen Gegensätzen moderner Prägung hatte das nichts zu tun, sondern beide Seiten profitierten von dieser einzigartigen Symbiose des Zusammenlebens seit dem Ende der Ordenszeit.

Von einer Beurteilung dieser Zeit bis zum Einmarsch der Preußen 1793 aus nationalem Blickwinkel sollte man sich endgültig trennen. So ist auf deutscher Seite die Darstellung der Zeit zwischen 1466 und 1793 als polnische „Fremdherrschaft“ über Danzig und der preußischen Inbesitznahme der Stadt als „Befreiung“ von derselben in ähnlicher Weise unsinnig, wie die auf polnischer Seite nach 1918 über die „Rückkehr Westpreußens als urpolnisches Gebiet zum Mutterland“, was dann nach 1945 ja erneut geschah. Beide Seiten haben in den letzten Jahrzehnten heftig dazu beigetragen, die Geschichte Danzigs und Westpreußens aus nationaler Sicht falsch zu deuten. Es wäre hilfreich, die Debatte in ruhigeres Fahrwasser zu leiten. Ebenso wenig, wie man auf deutscher Seite im Zusammenhang mit dem Abfall der Städte und des landsässigen Adels vom Orden von einem „Verrat“ sprechen kann, darf man auf polnischer Seite die „Abgefallenen“ Untertanen des Ordens zu Polen im nationalen Sinne machen.

In der Zeit bis zum 18. Jahrhundert gab es in Danzig keinerlei Absichten etwa die polnische Sprache zu Ungunsten der deutschen durchzusetzen. Eine Sprachenpolitik wie in jüngerer Zeit konnte man damals nicht. Niemand kann bestreiten, daß Danzig unter der Krone Polens eine deutschsprachige Stadt war und daß die Danziger Literatur Teil der deutschen Literaturgeschichte ist.

Dennoch war Danzig bis zum 18. Jahrhundert keine deutsche Stadt im nationalen Sinne wie im 19. und 20. Jahrhundert. Zwar gab es heftige Auseinandersetzungen zwischen den Danzigern und der polnischen Zentrale in Krakau bzw. Warschau, jedoch nicht um der Bewahrung des Deutschtums willen, sondern aus ständischen Interessen. Bestimmend war zwar auf Dauer die Herausbildung eines ausgeprägten Regionalbewußtseins. Auf diesem aufbauend entwickelte sich ein zunehmendes Bekenntnis zum Preußentum (nicht zu Verwechseln mit dem späteren Preußischen Staat!). Dieses wurde dadurch verstärkt, daß sich die Vertreter der lutherischen Stände der großen Städte Danzig, Elbing und Thorn den katholischen Vertretern der polnischen Krone gegenüber sahen.

Ab Ende des 17. Jahrhunderts wurde Danzig immer mehr in den Niedergang der polnischen Adelsrepublik hineingezogen. Unausgesetzte Kriege und verheerende Seuchen ließen Polen immer mehr der Anarchie und inneren Wehrlosigkeit verfallen, bis das nach Rußland größte Staatswesen Europas am Ende des 18. Jahrhunderts ein Opfer seiner Nachbarn wurde. Die enormen Lasten, die Danzig aus den Kriegen mit Rußland, der Türkei und Schweden mitzutragen hatte sowie auch der Siebenjährige Krieg, richteten den Handel der Stadt zugrunde. Hinzu kam die Verlagerung des Handels an die Atlantikküste. Als preußische Truppen 1793 in die Stadt einmarschierten, war die Bevölkerung der Stadt auf 36.000 Einwohner gesunken.

Obwohl das Dr. Rautenberg gestellte Thema seines Referates damit erschöpft war, wollte er doch mit einigen Stichworten auch auf die neuere Geschichte Danzigs eingehen. So erwähnte er zunächst die kurzlebige 1807 von Napoleon gebildete erste Freie

Stadt, die mit dessen Untergang wieder verschwand. Bei der Wiedereingliederung Danzigs in Preußen nach dem Wiener Kongreß hatte die Stadt nur noch 16.000 Einwohner. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts profitierte dann auch Danzig von den preußischen Reformen, dem Allgemeinen Landrecht, der neuen Städteordnung und der Gewerbefreiheit. Langsam erholte sich die Stadt, obwohl sie nach der Fusion der Provinzen Ost- und Westpreußen ab 1824 von Königsberg aus regiert wurde. In Verbindung mit den März-Revolutionen von 1848 gab es aber auch erste national-polnische Bewegungen, begleitet von entschiedenen deutschen nationalen Gegenreaktionen. Zugleich begann eine Entfremdung zwischen Deutschen, Polen und Kaschuben. Diese wurde zunächst durch den wirtschaftlichen Aufschwung in der 2. Jahrhunderthälfte nach der Reichsgründung überdeckt. Am 1. Juli 1878 wurde Danzig Hauptstadt der nun wieder selbständigen Provinz Westpreußen. Die obersten Landesbehörden nahmen nun hier ihren Sitz. Zugleich begann sich die Indu-

Allegorie des Hochmutes vor der Danziger Stadtansicht, Gemälde von Anton Möller, um 1600.



Der Lange Markt mit Blick auf das Rechtstädtische Rathaus, Kupferstich von Aegidius Dickmann, 1617.

strialisierung auszuwirken. Eisenbahnlinien wurden gebaut, die Schiffsindustrie blühte auf, der Hafen wurde erweitert. Die Bevölkerungszahl wuchs rasch bis auf 176.000 zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Um die

Jahrhundertwende entstanden im Norden und Nordwesten neue Außenviertel, die eingemeindet wurden, ebenso die Seebäder Brösen und Heubude, wie auch Neufahrwasser. 1890 wurden die Festungsanlagen niedergelegt, an ihrer Stelle entstand ein Straßenring, die „Wälle“. 1895 fuhren die ersten elektrischen Straßenbahnen. 1904 wurde die Technische Hochschule gegründet.

Durch den Zuzug aus der ländlichen Umgebung wurde Danzig auch zu einem Zentrum des westpreußischen Polentums, was seinen Ausdruck in der Gründung von polnischen Banken, Vereinen und Genossenschaften sowie einer Zeitung fand. Doch blieb das praktisch ohne wesentliche Bedeutung. Bei einer Volkszählung 1910 betrug der Anteil der nicht-deutschsprachigen Bevölkerung im Kreis Danzig-Stadt nur 3,4 %. Bis zum Ersten Weltkrieg gab es aus dem Raum Danzig auch keinen polnischen Deputierten im Deutschen Reichstag.

Im Gegensatz zu Schlesien wurde nach dem Ersten Weltkrieg das Schicksal Danzigs nicht von der dort lebenden Bevölkerung bestimmt, sondern vom Willen der Siegermächte bei der Pariser Friedenskonferenz entschieden. Am Ende leidenschaftlicher Debatten stand die Bildung einer Freien Stadt unter der Obhut des Völkerbundes. Die von diesem Kunstgriff in die Geschichte erhoffte Brückenbildung zwischen Polen und Deutschen blieb aus. Sie wäre nur möglich gewesen, wenn sich die Betroffenen auf beiden Seiten von einem aufrichtigen Willen zur Aussöhnung hätten leiten lassen, doch daran mangelte es entschieden. Ulrich Sahn, der Sohn des damaligen Senatspräsidenten Heinrich Sahn, faßte unlängst die Bewußtseinslage der Danziger in





Der Hafen an der Mottlau, vom Fischmarkt in Richtung Krantor, Matthäus Deisch/Anton Lohrmann, 1765.

den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg – wie er sie sah – so zusammen: *Deutschland war weit, aber für die Danziger weiterhin das eigentliche Vaterland. Die Einwohner des Freistaates waren zu 97% deutsch. Er kannte keine Polen und suchte auch keine Begegnung mit ihnen. Die polnische Sprache wurde weder gesprochen noch gelehrt. Amtliche polnische Einrichtungen in Danzig wurden als Fremdkörper empfunden, insbesondere wurden die polnischen militärischen Anlagen auf der Westerplatte und der Ausbau des Hafens in Gdingen als Provokation und Bedrohung der Existenz der Stadt angesehen.*

Mit dem Fußfassen des Nationalsozialismus gab es seit etwa 1935 keine eigene städtische Danziger Politik mehr. Der Beginn des Zweiten Weltkrieges zerstörte dann das bis dahin noch einigermaßen gedeihliche Zusammenleben der deutschen Danziger mit der polnischen Minderheit endgültig. Noch in der Nacht zum 1. September 1939 wurden 1.500 tatsächliche oder auch nur vermeindliche Gegner des Regimes verhaftet, meistens Angehörige der polnischen Intelligenz. 30 km östlich von Danzig entstand das KZ Stutthof, in dem bis 1945 ca. 100.000 Menschen den Tod fanden.

Am 22. März 1945 schloß sich der Belagerungsring der russischen und polnischen Truppen um die zur Festung erklärte Stadt. Trotz dreitägiger Beschießung fiel der größte Teil der historischen Bausubstanz – vor allem der Rechtstadt – dem Vernichtungswillen der Roten Armee erst nach dem Einmarsch der Sieger zum Opfer.

Bereits am 30. 3. 1945 wurde Danzig zur Hauptstadt der polnischen Wojewodschaft Gdańsk erklärt. Die deutschen Einwohner der Stadt wurden – soweit nicht geflüchtet – in den folgenden Monaten ausgewiesen. Die deutsche Geschichte der Stadt war zu Ende. Heute ist Danzig eine polnische Stadt mit nur noch kleinen Gruppen von Deutschen, die sich seit 1989 wieder zusammenschließen und artikulieren dürfen. Der mul-

ti-ethnische Charakter der Stadt früherer Jahrhunderte ist dadurch jedoch nicht mehr gegeben.

Dagegen hat Danzig in anderer Weise seine Sonderstellung unter Beweis gestellt, in dem die Stadt in den Jahren 1970 und 1980/1981 zum Symbol des Freiheitswillens einer gedemütigten Nation wurde und in dem Elektriker der Danziger Werft Lech Wałęsa den ersten nicht-kommunistischen Staatspräsidenten der Nachkriegszeit stellte. Wer die Stadt heute erlebt, wird – dank ihrer Vitalität und des ausgeprägten Selbstbewußtseins ihrer Bewohner – nicht daran zweifeln, daß sie sich diese Sonderstellung auch in Zukunft behaupten kann.

Uns jedoch – so schloß Dr. Rautenberg – sei noch mehr aufgetragen, nämlich, das historische Erbe zu bewahren und der nachfolgenden Generation weiterzureichen, im Sinne des den Vortrag abschließenden Zitates des aus Marienburg gebürtigen Göttinger Historikers Hartmut Burkmann: *„Vor allem aber müssen wir uns darum bemühen, daß uns die Geschichte Ost- und Westpreußens – und eben auch Danzigs, oder Pommerns, oder Schlesiens – nicht verloren geht. Die Gegenwart neigt dazu, Vergangenheiten zuzudecken und zu verleugnen. Die Historiker sind die Anwälte und Sprecher zwar nicht einer Minderheit, sondern einer Majorität, nämlich der Toten. Aber diese Majorität ist schwach, und wenn die Historiker nicht wären, müßte sie verzweifeln. So weit man sehen kann, werden die über 20 Generationen derer, die in Ost- und Westpreußen als Deutsche gelebt haben, wohl nur darauf angewiesen sein, daß ihre nun abgeschlossene Geschichte nicht verloren geht. Das aber sollte nicht so sehr mit Rücksicht auf die einstigen Bewohner dieses Landes verhindert werden, sondern mehr noch mit Blick auf die deutsche und europäische Geschichte.“*

Georg Domansky

Vorbemerkung: Während der 4. Studententagung in Danzig hielt Prof. Januszajtis einen von vielen Lichtbildern unterstützten Vortrag zum Thema „Danziger Welpioniere in Wissenschaft und Kultur“. Da es einerseits nicht sinnvoll gewesen wäre, diesen Vortrag nur in einer Inhaltsangabe wiederzugeben, es andererseits im Rahmen der Berichterstattung im **adalbertusforum** nicht möglich ist, diesen Vortrag auf einmal komplett abzdrukken, freuen wir uns, hier den ersten Teil des Vortrages über die Wissenschaft im Wortlaut bringen zu können. Wir hoffen, in der nächsten Ausgabe auch den zweiten, die Kultur Danzigs betreffenden Teil in einer vom Autor bearbeiteten Fassung veröffentlichen zu können.

Es ist schwer, das Anfangsdatum der Wissenschaften in Danzig anzugeben. Im Jahre 1227 begegnen wir hier drei Magistern: *Gerwin, Erhard und Johann*, die Schullehrer sind. *Johann* war dazu *Physicus*, was damals einen Arzt bedeute. Am Hofe des Herzogs Swantopolk waren auch Notare, Gerichtsexperten, Kanzler und Schreiber tätig – in der Regel waren es die Priester. Im Jahre 1357 wird der erste Student aus Danzig erwähnt. In den Jahren 1454–1525 gibt es deren in Krakau allein 189. Bis 1904 hatte Danzig keine Hochschule, aber das im Jahre 1558 gegründete Gymnasium trug seit 1580 einen halbakademischen Charakter.

Als erster hervorragender Danziger Wissenschaftler kann *Konrad Bitschin* gelten, der hier in der Zeit von um 1422 bis 1430 als Stadtschreiber wirkte. Als ein vermutlich in Paris ausgebildeter guter Jurist und früher Humanist wagte er es, in seinem



Johannes Dantiscus (1485–1548).

„Labyrinthus vitae coniugalis“ die Ganzheit des damaligen Wissens darzustellen. Aus Danzig stammte ein anderer großer Humanist *Johann Flachsbander* (1485–1548), bekannt als *Dantiscus*, Sekretär des Polenkönigs Sigismundus I., Diplomat, Philosoph, Abenteurer und Dichter, seit 1537 Bischof von Ermland. In einem Nicolaus Copernicus gewidmeten Gedicht ermutigt

er die Jugend, daß sie sich „in solchen Künsten bilden solle, die die Vermessungen lehren und Himmelsgeheimnisse eröffnen“. Erwähnenswert ist auch sein Nachfolger auf dem Bischofsstuhl *Tiedemann Giese* (1480–1550), Freund und Förderer des Copernicus und Korrespondent mit Erasmus von Rotterdam und Philip Melanchton. Er verfaßte wertvolle theologische Traktate und verteidigte die Ideen von Copernicus vor den Angriffen der protestantischen Theologen. Mit demselben Frauenburgischen Kreis war *Alexander von Suchten* verbunden (um 1530–1590), Leibarzt des Polenkönigs Sigismund August und des Herzogs Albrecht in Königsberg. Unter seinen Traktaten findet man die erste Geschichte der

Rhetorik und Physik, dazu noch Theologie, Navigation und ein Kommentar zur Lektüre von Cicero! Auf seinem Epitaph in der Trinitatiskirche konnte man lesen: „Magnus eras scriptis, fieri cum major in orbe vix posses, coelum jussit adire Deum“. (Groß warst Du durch Schriften, da Du kaum größer auf Erden werden konntest, ließ Dich der Himmel zu Gott gehen.)

Einer der bedeutendsten Professoren des Akademischen Gymnasiums war *Peter Krüger* aus Königsberg (1580–1639), ein großer Mathematiker, der als erster den Kosinussatz formulierte und die Logarithmen der Zahlen und der trigonometrischen Funktionen in Tabellen voneinander trennte und sehr genau berechnete. Er verfaßte

dem war er „bestellter“ Landmesser, königlicher Kalenderherausgeber und Verfasser der Hochzeitskarmina (Hochzeitslieder). Er interessierte sich auch für Erdmagnetismus und Astronomie und konstruierte astronomische Instrumente.

Schüler von Krüger war der größte Alt-Danziger Astronom und Gelehrte *Johannes Hevelius* (1611–1687), wie er seinen Familiennamen *Hewelke* latinisierte. Schon im Gymnasium hat er seine ersten astronomischen Beobachtungen durchgeführt. Aus seinen Studien in Leiden heimgekehrt, baute er im Jahre 1641 auf den Dächern seiner Häuser in der Pfefferstadt die erste große mit Fernrohren ausgestattete Sternwarte in Europa. Das zur Forschung nötige Geld schöpfte er aus seiner Brauerei, später erhielt er auch regelmäßig eine Pension vom König Louis XIV. von Frankreich und vom Polenkönig Johann Sobieski, dessen Wappenschild er in Gestalt des Sternbildes „Scutum Sobiescianum“ auf der Himmelskarte eingeführt hat. Hevelius war auch als altstädtischer Ratsherr politisch tätig. In der wissenschaftlichen Arbeit hat ihm seine zweite um 36 Jahre jüngere Frau Elisabeth (geb. Koopmann) geholfen, die man als erste Astronomin in Polen betrachten darf. Sein Nachlaß umfaßt 19 Werke, 29 Abhandlungen und 16 Bände Korrespondenz. Seine „Selenographie“ enthält u. a. erste genaue Mondkarten, seine „Machina Coelestis“ stellt sein Instrumentarium, die Probleme und Erfolge dar. Zur genauen Aufstellung seiner Instrumente benutzte er als erster mikrometrische Schrauben. Er war auch Erfinder des Periskops, das er Polemoskop nannte und baute erste Pendeluhr.

Im Jahre 1664 wurde er das erste Außenmitglied der Royal Society in London. Im Jahre 1679 besuchte ihn in Danzig Edmund Halley. Der nach seinem Tod erschienene „Prodromus Astronomie“ enthält Positionen von 1.564 Sternen. Er entdeckte auch säkulare Änderungen der magnetischen Deklination, ihm und Krüger verdankt Danzig die älteste Deklinationkurve der Welt, begonnen 1539 durch *Joachim Reticius*, der hier die erste Information über das Kopernikanische Weltsystem, „Narratio Prima“, herausgegeben hat. Im Jahre 1777 hat man das Grab von Hevelius in der St. Katharinenkirche wiederentdeckt, untersucht und instand gesetzt. Hevelius war von mittlerer Größe (1,70 m), und durch einen Knochenbruch etwas gelähmt. Bis ins hohe Alter behielt er außerordentlich scharfe Augen. Als Mensch wußte er sich Freunde zu gewinnen. Nach der Wahl von Johann Sobieski zum König von Polen sandte er ihm als Geschenk drei Zitronen von einem durch ihn selbst gezüchteten Baum.

Hevelius war ein großes Licht seiner Zeit. Wahrscheinlich unter seinem Einfluß hat der Stadtphysicus *Israel Conradt* (1634–1715) den Gründungsversuch einer wissenschaftlichen Akademie unternommen. Dem Aufruf der Londoner Royal Society folgend untersuchte er den Einfluß der niedrigen Temperatur auf den Aggregatzustand

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis, Danzig

Wissenschaftliche Traditionen Danzigs als Brücke in die Zukunft

Chemie. In seiner Abhandlung „De secretis antimonii“ hat er als erster mit Hilfe der Waage bewiesen, daß die Umwandlung der unedlen Metalle in Gold unmöglich ist.

In solch einer Hafenstadt wie Danzig wuchs auch früher als sonstwo das Interesse für Geographie, deren großer Vertreter *Philip Clüver* war (1580–1622), Sohn eines reichen Kaufmanns aus der Brotbänkengasse. Als Knabe lernte er Sprachen und Sitten am Königlichen Hof in Krakau und dem Kaiserlichen in Prag. Seit 1615 war er Professor in Leiden. Er wurde berühmt als Schöpfer der Historischen Geographie. Seine 6bändige Einführung in die Allgemeine Geographie diente mehr als 100 Jahre als Grundhandbuch in europäischen Universitäten.

Weltruhmes erfreute sich auch *Bartholomäus Keckermann* (1572–1609), Professor des Danziger Akademischen Gymnasiums, der hier den Lehrstuhl für Rechtswesen und Logik gegründet hat. Seine Vorlesungen aus der Philosophie zogen viele Hörer an. Themen seiner „Systeme“, wie er seine Dissertationen nannte, waren: Logik, Mathematik, Geometrie, Optik, Astronomie, Geographie, Ethik, Politik, Ökonomie, Philosophie, Metaphysik,

auch u. a. ein Lehrbuch der Sphärischen Trigonometrie und das populäre „Rechenbüchlein“ für die Kaufleute, mit praktischen Aufgaben, wie z. B. die folgende: „Es hat eines Polnischen Herren Diener 800 fl. (polnisch Zloty) bey sich, dafür soll er roth, blau und grün Tuch kauffen, eines so viel als deß andern, kostet aber die Elle deß roten 5 1/2 fl., deß blauen 3 3/4, deß grünen halb so viel als deß rothen. Wieviel Ellen wird er jeder Gattung bekommen?“ Außer-



Epitaph des Johannes Hevelius in der Katharinenkirche, 1780.

und beschrieb als erster im Jahre 1670 die Unterkühlung von Wasser.

Die Leistungen der Alt-Danziger Mediziner waren allerdings weitbekannt. Seit 1580 bestand am Akademischen Gymnasium ein Lehrstuhl für Anatomie. Professor *Joachim Oelhaf* (1570–1630) hat hier im Jahre 1613 die erste öffentliche Leichensektion in Polen durchgeführt. In Deutschland war das noch lange verboten. Im Jahre 1666 wandte *Dr. Johann Schmiedt* (1624–1690) als dritter in der Welt intravenöse Injektionen an. Die Tätigkeit der Apotheken wurde seit 1597 durch Gesetze geregelt. Im Jahre 1636 entstand eine Ärztekammer – die erste in Polen. Der königliche Astronom und Leibarzt *Nathanael Matthäus Wolff* (1724–1784) machte die ersten Pockenimpfungen, *Dr. Christian Sendel* (1719–1788) war Pionier der Elektrotherapie.

Kehren wir zu den exakten Wissenschaften zurück. Einer der berühmtesten Physiker, *Daniel Gabriel Fahrenheit*, wurde am 24. Mai 1686 in Danzig geboren (die Encyklopedia Britannica gibt falsch den 14. Mai an). Nach dem tragischen Tod beider Eltern wurde der 15jährige Junge nach Amsterdam geschickt, um dort den kaufmännischen Beruf zu erlernen. Er wandte sich jedoch seinem Hauptinteresse, dem Instrumentenbau, zu. Ab 1706 baute er die ersten zuverlässigen Thermometer. Im Winter 1708/1709 arbeitete er zusammen mit Olaf Römer in Kopenhagen, dann kehrte er zurück nach Danzig und maß hier den Luftdruck und die Temperatur. Er wurde Mitarbeiter von *Paul Pater*, dem Gründer der ersten technischen Schule in Danzig. Im Jahre 1713 besucht Fahrenheit Berlin, wo er die ersten Quecksilberthermometer baut, und Halle, wo er Kontakt mit Christian Wolff anknüpft. Im Jahre 1714 führt er seine Thermometerskala ein. 1717 läßt er sich endgültig in Amsterdam nieder. Er hält Privatvorlesungen, betreibt wissenschaftliche Forschung und macht Erfindungen. Im Jahre 1724 berichtet er über sein Werk in London und wird Mitglied der Royal Society, in deren Zeitschrift seine fünf Abhandlungen erscheinen. Jede von ihnen bringt etwas neues in die Weltphysik ein. Am wichtigsten – abgesehen von seinen Thermometern und deren Eichung – war die Vermessung der Ausdehnungskoeffizienten vieler Substanzen und die Entdeckung der Abhängigkeit der Temperatur der Zustandumwandlungen vom Luftdruck. Mit Hilfe einer besonderen Lösung erreichte er die damals tiefste Temperatur von -40° . Er hat als erster die Eigenschaften von Platin beschrieben, das er Beigold nannte. Im Jahre 1736 wurde ihm von den holländischen Generalstaaten das Patent auf eine zentrifugale Vorrichtung zur Reinigung der Kanäle und zum Bau künstlicher Wasserfälle erteilt. Im Zusammenhang mit dieser Angelegenheit be-

suchte er Den Haag, wo er erkrankte und am 16. September 1736 starb.

Zu den Weltpionieren der Physik gehört auch *Daniel Gralath* (1708–1767). Seine ersten Abhandlungen entstanden schon in Akademischen Gymnasium. Nach weiteren Studien in Halle, Leiden und Marburg kehrte er heim und machte politische Karriere, die ihn zur Bürgermeisterwürde führte. Sein großes Verdienst war die Gründung der „Naturforschenden Gesellschaft“, die erste in ganz Polen und zweite in der Welt, die den Namen Physikalisch (Societas Physicae Experimentalis) führte. Die erste organisatorische Sitzung fand am 7. November 1742 statt, die erste wissenschaftliche am 2. Januar 1743. Etwa zur gleichen Zeit wurde auch die erste amerikanische wissenschaftliche Gesellschaft in Boston gegründet.



Ehemalige Sternwarte in der Frauen-gasse, seit 1845 Sitz der Naturforschenden Gesellschaft.

Hauptziel der Danziger „Gesellschaft“ war die Kultivierung und Popularisierung der Wissenschaften. Unter anderem wurden jeden Mittwoch Demonstrationen der neuesten physikalischen Experimente für das Publikum veranstaltet; heute wäre das unmöglich! Seit 1746 geschah das im großen Saal des Grünen Tores. Gralath interessierte sich besonders für Elektrostatik. Er war der erste, der die sog. Leidener Flasche (in Wirklichkeit von Ewald Jürgen von Kleist in Kammin erfunden) gründlich erforschte, früher als P. Musschenbroek in Leiden, wo der Name herrührt. Gralath setzte als erster Batterien solcher frühen Kondensatoren zusammen. Er maß auch – 40 Jahre vor

Coulomb – die Einwirkungskräfte zwischen aufgeladenen Körpern. Sein wertvollstes Werk ist die erste Geschichte der Elektrizität, veröffentlicht in den seit 1747 erscheinenden Berichten über die Versuche und Abhandlungen der „Gesellschaft“. Auf seinem Sterbebett stiftete er noch die berühmte Große Lindenallee zwischen Danzig und Langfuhr. Obwohl durch den Krieg sehr geschädigt, zeigt sie auch heute noch, wie sehr der gelehrte Bürgermeister seine Stadt geliebt hat.

Mitbegründer der „Gesellschaft“ war u. a. *Heinrich Kühn* (1690–1769) aus Königsberg, seit 1733 Mathematikprofessor am Akademischen Gymnasium und Herausgeber der Jahreskalender. Unter seinen Abhandlungen sind seine Theorie der Waage und des Wiegens – er hat einen Prototyp der analytischen Waage geschaffen – und sein erster Versuch der geometrischen Interpretation der komplexen Zahlen von Bedeutung. Beim 300-Jahres-Jubiläum des Akademischen Gymnasiums hielt er eine glänzende Rede über den Einfluß von exakten Wissenschaften auf das menschliche Glück. In Anerkennung seiner Verdienste wurde er zum auswärtigen Mitglied der Petersburger Akademie ernannt.

Es hat auch in damaligen Danzig vielseitige Gelehrte gegeben, die die Ganzheit des Wissens zu umfassen versuchten. Einer von ihnen war *Michael Hanow* (1695–1773) aus Zamborst bei Neustettin, der sich in Danzig niederließ, um dem preußischen Militärdienst auszuweichen. Seine Studien in Königsberg, Wittenberg und Leipzig umfaßten Theologie, Philosophie, Mathematik, Medizin, Naturwissenschaften, Geschichte und Rechtswesen! Er erlernte auch viele Sprachen. In den Versuchsberichten und Abhandlungen der „Naturforschenden Gesellschaft“ finden wir 13 Aufsätze von Hanow über so verschiedenartige Themen wie Danziger Maße und Gewichte, Frieren der Flüssigkeiten, Feuerlöschung durch Explosionen, Organisation der Feuerwehr usw. Er gab erste populärwissenschaftliche Zeitungen heraus und sammelte ab 1739 meteorologische und demographische Daten. Aufgrund der Kirchenbücher hat er auf moderne Weise die Einwohnerzahl Danzigs ab 1601 berechnet.

Mit der „Naturforschenden Gesellschaft“ war auch *Jakob Theodor Klein* (1685–1759) verbunden, Ratssekretär und hervorragender Botaniker, der in seinem Garten auf Langgarten u. a. Kaffeebäume und Ananassträucher anbaute. Seine Naturgeschichte der Fische, Geschichte der Vögel und sein Abriß der Mineralogie unter dem Originaltitel „Das unterirdische Studium bei Lampenlicht“ haben ihren Wert bis heute nicht verloren. Er hat – unabhängig von Linné – eine Natursystematik bearbeitet. Er war Mitglied von Akademien in Petersburg, London und Bologna.

Außerhalb der „Gesellschaft“ wirkte der größte Historiker Alt-Danzigs *Godfried Lengnich* (1689–1774). Nach der Beendigung des Akademischen Gymnasiums studierte er Rechtswesen und Geschichte in Halle. Nach der Doktorpromotion ent-

schied er sich, am Königlichen Hof in Warschau sein Glück zu suchen. Unterwegs machte er Halt in Danzig und blieb für immer hier. Zuerst ohne Beschäftigung wandte er sich der Geschichte seiner Heimat zu. Seit 1729 war er Professor am Akademischen Gymnasium, seit 1750 Stadtsyndikus, der sehr geschickt schwierige und delikate Probleme löste. Er war auch Privatlehrer des späteren Königs Stanislaus August Poniatowski, für den und dessen Brüder er die Geschichte Polens von Lech bis zum Tod August II. schrieb. Seine Grundwerke sind die 9bändige Geschichte Preußens und wertvolle Bearbeitungen des Öffentlichen Rechts von Polen, Polnisch-Preußen und Danzig. Er hat auch altpolnische Chroniken von Vinzent Kadlubek und Gall Anonimus bearbeitet und veröffentlicht. Ihm gebührt auch das Verdienst, die erste wissenschaftliche Zeitung in Polen unter dem Titel „Polnische Bibliothec“ (1718) herausgegeben zu haben. Als Ausgabeort gab er Tannenberg an, wo „Vladislaus Jagello die Kreuz-Herren schlug“. Er hatte sich als Ziel gesetzt „die Geschichte meines Vaterlandes von offenbaren Lügen zu säubern und im richtigen Licht darzulegen“. Es ist sehr kennzeichnend, daß gerade dieser Mann, der so fest die Freiheiten Danzigs verteidigte, sich auch so eindeutig als polnischer Bürger erklärt hat. Solche Stellungen waren vor den Teilungen Polens in Danzig nicht selten.

Ich möchte hier noch die beiden *Forsters* – *Johann Reinhold* (1729–1798) und seinen Sohn *Johann Georg* (1754–1794) – nennen. Ihre Ahnen – *Forresters* – waren schottische Immigranten. Der ältere Forster, aus Dirschau gebürtig, war Pastor in Nassenhuben. Er interessierte sich für Mathematik, Philosophie, Naturwissenschaften und Geographie; er kannte 17 Sprachen. Auf Einladung von Kaiserin Katharina erforschte er im Jahre 1767 die Lebensbedingungen der deutschen Ansiedler an der Wolga; sein Sohn hat ihm dabei geholfen. Seit 1776 weilte die Familie in England. Beide Naturforscher nahmen 1772 teil in der zweiten Reise um die Welt unter Leitung von G. Cook. Nach der Rückkehr haben sie das Reisetagebuch veröffentlicht mit der schönen Beschreibung aller Entdeckungen und Abenteuer, illustriert mit meisterhaften Zeichnungen des jüngeren Forster. Forster-Senior war seit 1780 Professor in Halle. Der Junior wurde 1779 Professor in Kassel, seit 1784 in Wilno, wo er Vorlesungen aus der Paläontologie hielt – die ersten in Polen. Viele Jahre vor Darwin verkündete er die Evolutionstheorie der Gattungen. Nach vier Jahren siedelte er nach Mainz über, später in das revolutionäre Paris, wo er starb. Trotz seiner großen Leistungen blieb der jüngere Forster heimatlos. Von Abstammung her Schotte, von Geburt Pole, konnte er sich nirgends länger aufhalten. Polen konnten ihm seine Aussagen über „polnische Wirtschaft“ nicht verzeihen, Deutsche, daß er den Anschluß des Rheinlandes an Frankreich unterstützte, Engländer seine republikanischen Ideen, und die Franzosen betrachteten ihn immer als einen Fremden.



Arthur Schopenhauer, Miniatur von K. L. Kaaz, 1809.

Im Pantheon der Danziger Gelehrten gebührt ihm ein Ehrenplatz.

Der größte Danziger Wissenschaftler war zweifelsohne *Arthur Schopenhauer* (1788–1860). Sein Geburtshaus Heilige-Geist-Gasse 114 (heute 47) wurde wiederaufgebaut. Nach der Eroberung Danzigs durch Preußen 1793 verließ die Familie ihre Heimat. Nach dem Tod seines Vaters, der seinen Sohn zum Kaufmann erziehen wollte, nahm Arthur einen anderen Lebensweg. Er studierte in Göttingen und Berlin und promovierte 1813 in Jena mit der Dissertation „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“, worin er schon erste Grundlagen seines philosophischen Systems darlegte. Nach deren Lektüre schrieb Goethe dem jungen Pessimisten in sein Stammbuch die Ermahnung: „Willst du dich deines Wertes erfreuen, so mußt der Welt du Wert verleihen“. Arthur ging aber den eigenen Weg weiter. Sein größtes Werk aus dem Jahre 1818 „Die Welt als Wille und Vorstellung“ fasziniert bis heute mit seiner Gelehrsamkeit und sprachlichen Schönheit. Wie sich das junge Genie in jener Zeit fühlte, zeigen seine in Rom niedergeschriebenen „Unverschämten Verse“:

*„Aus langgehegten, tiefgefühlten
Schmerzen
Wand sich's empor aus meinem innern
Herzen.
Es festzuhalten hab' ich lang' gerungen.
Doch weiß ich, daß zuletzt es mir
gelungen.
Mögt euch drum immer wie ihr wollt
gebärden:
Des Werkes Leben könnt ihr nicht
gefährden.
Aufhalten könnt ihr's, nimmermehr
vernichten:
Ein Denkmal wird die Nachwelt mir
errichten.“*

Nach dem mißlungenen Anlauf zur Dozentenkarriere in Berlin siedelte er nach Frankfurt über, wo er seit 1833 bis zum Tode lebte. Unter seinen weiteren Werken wur-

den die „Aphorismen zur Lebensweisheit“ populär, besonders in der Zeit des Jugendstils. Alle seine Werke wurden ins Polnische übersetzt.

Ich begrenze mich hier in der ausführlichen Darstellung bewußt auf die Blütezeit der Danziger Wissenschaft unter dem milden Zepter der Polenkönige. Die Teilungen Polens und die neue Ordnung in Europa nach den Wirren der Napoleonszeit brachten eine neue Epoche herbei. Danzig schloß einen Dornröschenschlaf, aus dem es erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wieder erwachte. Eine Ausnahme bildete die Geschichtsforschung dank solcher Persönlichkeiten wie *Gothilf Löschin* (1790–1868), *Theodor Hirsch* (1806–1881), und später *Paul Simson* (1869–1917). Internationalen Ruhmes erfreuten sich *Hugo Conwentz* (1855–1922), Gründer des Naturdenkmalschutzes und der Geograph *Paul Sonntag* (1864–1922). Dank der Initiative der „Naturforschenden Gesellschaft“ entstand 1880 das Naturgeschichtliche Museum im Grünen Tor und ihre Bemühungen haben 1904 zur Gründung der Technischen Hochschule geführt – ein Ereignis von höchster Bedeutung. Unter ihren Professoren befanden sich solche Größen wie der erste Rektor, der Mathematiker *Hans Mangoldt* (1854–1925), die weltberühmten Physiker *Walter Kossel* (1888–1956) und *Carl Ramsauer* (1879–1955), der Architektur-Theoretiker *Friedrich Ostendorf* (gestorben 1915) und der Biochemiker *Adolf Butenandt* (1903–1995), der für hier durchgeführte Forschungen im Jahre 1939 den Nobelpreis erhielt. Die Nazis erlaubten ihm nicht, ihn entgegenzunehmen.

Die Technische Hochschule und die „Naturforschende Gesellschaft“ waren sich immer sehr nahe und haben einander geholfen. Als nach dem Ersten Weltkrieg das Problem mit der stetig wachsenden Bibliothek der „Gesellschaft“ entstand, für die man keinen Raum mehr in dem alten Haus in der Frauengasse finden konnte, eilte die Hochschule zu Hilfe. Im Jahre 1923 sind die mehr als dreißigtausend Bände in die Hochschulbibliothek als Depositum überführt worden. Man unterzeichnete einen Vertrag, dessen Garant der Senat der Freien Stadt Danzig war. Nach der Einnahme durch die Sowjetsoldaten am 27. März 1945 wurde das in ein Militärlazarett umgewandelte Hauptgebäude der TH in Brand gesetzt. Ein Teil der Verwundeten verbrannten, die anderen wurden erschossen. Fast alle Bücher verfielen dem Feuer. Aus der Bibliothek der „Naturforschenden Gesellschaft“ existieren heute nur noch 140 Bände in der TH und 850 Bände in der Universitätsbibliothek in Bremen, durch Edmund Witt im Januar 1945 ausgeführt. Es gibt Bücherreihen, die sich zum Teil in Danzig und zum Teil in Bremen befinden. Die meisten Titel können in anderen deutschen Bibliotheken gefunden werden, in Polen aber nicht mehr, was die wissenschaftliche Forschung erheblich erschwert. Ich selbst habe es oft erlebt. Nur enge Zusammenarbeit der polnischen und der deutschen Wissenschaftler kann darin helfen.

„Hannemann“ oder „Tod in Danzig“

Der schöne Renaissance-Saal im Obergeschoß des Altstädtischen Rathauses bildete den architektonischen Rahmen für einen ersten bemerkenswerten Abend im Verlauf der 4. Deutsch-polnischen Studientagung im Herbst 1997 in Danzig.

Ausgangspunkt für diese Programmgestaltung war die im Sommer 1997 zur Veröffentlichung gelangte deutsche Übersetzung des polnischen Romans „Haneman“ des Danziger Autors Stefan Chwin (Jg. 1949) unter dem Titel „Tod in Danzig“, der 1995 nicht nur in der Region Danzig sondern in ganz Polen als „Roman des Jahres“ besondere Beachtung gefunden hatte.

Dieses Buch den deutschen und polnischen Teilnehmern der Tagung neu – oder nochmals näher – zu erschließen, sollte Ziel dieses literarischen Abends sein.

Die Anwesenheit des Autors, der im Gespräch über die Entstehung des Buches sowie seine Intention und Motivation zu diesem Sujet berichtete und einige Passagen in der Originalsprache vortrug, zeichnete die

sen Abend besonders aus. Für alle Mitwirkenden gleichermaßen interessant war die Gegenüberstellung der deutschen Übersetzung zu den polnischen Ausschnitten, was auch Aufschluß über die geglückte Zusammenarbeit zwischen Autor und Übersetzerin gab.

Als hervorragende Einführung zu dem Autorengespräch erwies sich der eigens für diesen Abend erarbeitete literaturwissenschaftliche Vortrag von Frau Dr. Ewa Nawrocka, Danzig. Parallel wurde er in bestechender deutscher Übersetzung durch Frau Prof. Dr. Halina Stasiak präsentiert, wie sie auch – dankenswerter Weise – für die Übersetzung an dem gesamten Abend zur Verfügung stand.

Nachfolgend nun der Wortlaut des einführenden Beitrags, der nicht nur für Leser des Buches von Stefan Chwin von großem Interesse sein dürfte, da er ein prämiertes Exponat der polnischen Gegenwartsliteratur, die von dem „genius loci“ Danzig/Gdańsk geprägt ist, erschließt.

V.N.

Eine literaturwissenschaftliche Einführung zum Werk Stefan Chwins

Dr. Ewa Nawrocka, Danzig

Aufgrund meiner eigenen Erfahrungen haben mich die Romane von Stefan Chwin „Die kurze Geschichte eines Scherzes“ (1991) und „Hannemann“ (1995) sofort beim ersten Lesen verführt mit ihrer reistischen Dokumentierung und dem psychologischen Realismus.

Sie enthalten eine solche Fülle von detaillierten und echten Danziger Realien, in denen auch ich aufgewachsen bin, so viele Zeugnisse des generationsbedingten gespaltenen Bewußtseins des historischen Geistes, so eine Menge zärtlicher Zuneigung zu der Schönheit der Dinge, „welche die ruhige Sicherheit des Daseins unterstützten und den Irrsinn der Geschichte zurückdrängen ließen.“

Diese erste Lektüre war eindeutig eine autobiographische Lektüre, das Wiedererkennen der eigenen Welten in der Welt der Romanhelden.

Gut ein paar Jahre später als der Autor dieser Bücher habe ich es noch geschafft, in den östlichen Grenzgebieten der II. Polnischen Republik in einer Stadt, deren Name nicht mehr existiert – Stanisławów – geboren zu werden. Dank dem „Scherz der Geschichte“ wurde ich gezwungen, genauso wie die Eltern von Stefan Chwin, das Elternhaus zu verlassen, mit dem vernebelten Gepäck zerrissener Erinnerungen und Resten der Habseligkeiten in Form von einem „Bösendorfer-Klavier“, den Noten und Büchern meiner Mutter und den Farben, Pinseln und Bildern meines Vaters. Im September 1945 siedelten wir uns in der Przy-

kopowastraße in Gdańsk an. Mit den Augen eines dreijährigen Kindes habe ich die Ruinenbilder des zertrümmerten Stadtzentrums in mich aufgenommen. Das waren erschreckende Spuren des Krieges, welche mich mit einer irrationalen Angst erfüllten, vor dem Krieg selbst und vor jenen – den barbarischen Zerstörern der Städte.

Lange noch hatte ich keine Ahnung, wer sie waren? – Deutsche, die, als sie die Stadt verließen, den Siegern eine steinerne Wüste überlassen wollten? – Im „Hannemann“

Langfuhr, Marktplatz, 1910.



verhält sich auf diese Weise die Familie Schulz, welche ihre schöne Wohnung in der Lessingstraße 17 total zerstört, „damit nichts in die Hände eines Schweinepollacken und seiner verlausten Frau fällt“.

Oder waren es vielleicht die Polen, welche alles was deutsch gewesen war, von der Erde tilgen wollten, die Spuren der Verhaßten, welche hier vor ihnen gewesen sind, mit Feuer ausmerzen, um, an ihrer Stelle, von Neuem eine eigene noch viel schönere Stadt aufzubauen?

Meine Großmutter, deren Schwester man mit Mann und drei Kindern 1940 nach Sibirien verschleppt hat, meinte zwar, es seien die Russen gewesen, aber mir schien das absolut töricht. Warum auch sollten sie die uralte polnische Stadt zertrümmern, die sie ja für die Polen befreit haben?

So oder so waren die Ruinen von Danzig ein sichtbares Zeichen der gerissenen Bande mit der Geschichte der Stadt und es war kein Grund zur tiefen Sorge, wenn alles von neuem angefangen hat: in gemeinsamer Mühe wurden die Straßen enttrümmert, wobei ich meine Eltern begleitet habe und die Gerüste und Mauern der wieder aufgebauten Häuser bewundern konnte.

Jetzt war Gdańsk „nun für immer eine polnische Stadt“. Ich und die Stadt wuchsen gemeinsam im ruhigen Rhythmus, der von keinerlei Gedanken über die Vergangenheit gestört wurde.

Aber eines Tages sind wir in einen „Palast“ nach Wrzeszcz (Langfuhr) umgezogen. Das war eine Villa im Jugendstil, erbaut Ende des XIX. Jahrhunderts, in einem schönen Garten gelegen, in dem Eiben, Lärchenbäume, Rhododendren wuchsen und der schönste Magnolienbaum in der ganzen Stadt mitten auf dem Rasen. Die befand sich in der Rokossowskistraße, die einst Hindenburgallee hieß und heute den Namen Siegesallee trägt. Mich erwarteten dort schwere, solide und schöne Möbel, wie man es damals bezeichnete „poniemieckie“ (von den Deutschen hinterlassen). Da waren ge-



Oliva, am Markt, 1905.

schnittze Schränke, ein Schreibtisch, an dem ich bis heute arbeite, Kredenze mit kristallinen Scheiben, lederbezogene Stühle, ein weicher Sessel, in den man sich so richtig vertiefen konnte sowie ein Ehebett, mit durchschossenem Kopfbende, was meine Vorstellungskraft unglaublich bewegte.

Aber das allerschönste war das Bad – bis zur Decke mit hellgrünen Fliesen ausgelegt, mit einer leuchtenden Wasserarmatur, an der man „warm“, „kalt“ und „Brause“ ablesen konnte. An der Tür waren Milchschneiben und nach Umdrehen eines runden Knopfes erschien die Aufschrift „frei“ oder „besetzt“.

Und weiter war alles genau so, wie in den Romanen von Stefan Chwin. Beblümete Tapeten, mit festem Kleister an die Wände geklebt, unter denen wir noch andere Tapeten entdeckt haben, die an die Wände auf Zeitungen gefestigt waren. Diese haben wir erst unlängst entdeckt: es waren Zeitungen von 1937, in schwabacher Schrift geschrieben; hinter dem Ofen ein Aquarellporträt von Hitler, bedeckt mit einer kitschigen Landschaft. Reich geschnittze, bequeme Klinken an den Türen, bunte Scheiben im Speisekammerfenster... Nicht weit vom Haus entfernt war ein großer Friedhof, dessen Gräber nur selten am Totentag besucht wurden.

Das alte Wrzeszcz, genauso wie das alte Oliva und die geretteten Vorstädte von Danzig, erzwangen die Erinnerungen an die ehemaligen Vorkriegseinwohner, indem sie Spuren ihres Daseins vorschoben – ausdrucksvoll, fest, ordentlich und schön. Hier zeigte die Geschichte ihre Kontinuität, mindestens im Bereich des Materiellen, Häuslichen, Verbundenem mit dem alltäglichen normalen Leben.

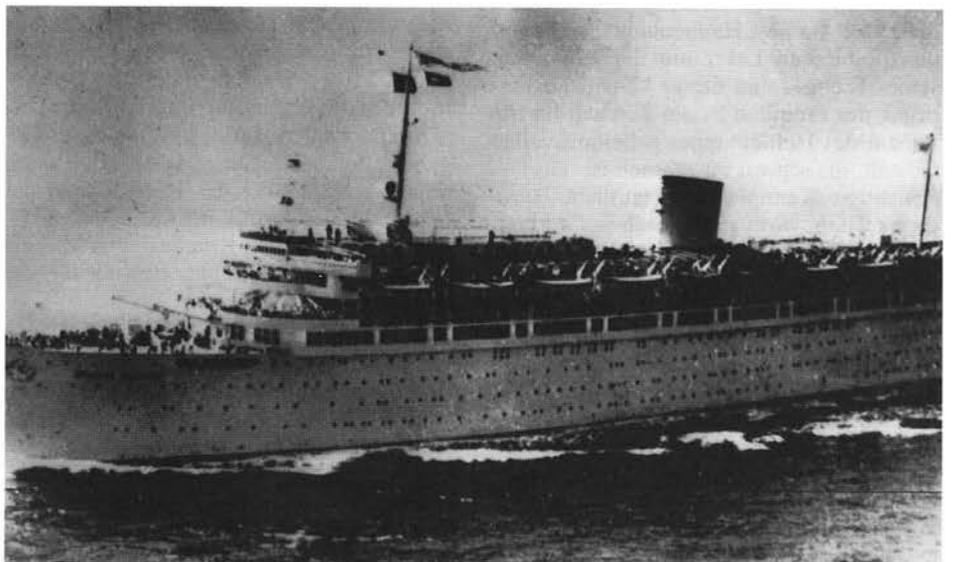
In der „Kurzen Geschichte eines Scherzes“ schreibt Chwin, „mit Oliva ging die Geschichte um, wie es sich gehörte, daß heißt, es wurde fast vollständig ignoriert.“ Die verträumte, faule Schönheit dieses, zwischen den Gärten versteckten, Stadtteils bewirkte, daß die Geschichte an ihm vorbeizog, uninteressiert an der Gestalt der Häuser, dem Verlauf der Straßen, der Dunkelheit

seiner Gärten, Veranden, Gängen, Teichen... Genauso verhielt sich die Geschichte Wrzeszcz gegenüber.

Man weiß nun aber nicht genau, ob sie auf diese Weise nicht noch stärker ihre Macht und ihre Ironie betont hat. Indem Häuser und Gegenstände gerettet wurden, hat sie das Scheiden von Menschen gezeigt, welche die Dinge geschaffen haben und sich mit Liebe von ihnen umgaben. Gleichzeitig kamen neue Menschen, von weitem, „hinter dem Bug her“, wie man sie bezeichnet hat, gezeichnet von der Bitterkeit der Vertreibung. Sie brachten eine „Reserve der Zeit gegenüber mit, die Trauer wegen der Unbeständigkeit des Lebens“ und eine Geringschätzung der Pedanterie, Symmetrie, Sauberkeit und Schönheit der vorgefundenen Welt – der ganzen von den Deutschen hinterlassenen Welt gegenüber.

Aber schließlich zogen in ehemals deutsche Wohnungen immer wieder irgendwelche polnische Familien, in verschiedenen Städten von Nord – und Westpolen: in Szczecin (Stettin), Wrocław (Breslau), Zielona Góra (Grünberg). Aber nicht nur in

Die „Wilhelm Gustloff“



ehemals deutsche Wohnungen und nicht nur im Norden und Westen Polens. In ganz Polen, in ganz Mitteleuropa, dauerte der Exodus von Menschen vom Osten in Richtung Westen an. Diese Menschen nahmen Wohnungen ein, welche andere verlassen haben, übernahmen Gegenstände, die einst anderen gehörten, und auch wenn sie Ruinen vorgefunden haben, sogar da fanden sie Zeugnisse des Daseins dieser anderen – der Deutschen, Juden, Polen, Ungarn, Tschechen, Zigeuner, Slovaken, Serben...

Man könnte dies unendlich lange aufzählen, wenn man das heutige Europa und die Welt betrachtet. Denn ständig wiederholt sich irgendwo in der Welt diese geistige Erfahrung, welche die Einwohner von Danzig gemacht haben: eine Konfrontation mit etwas Anderem, Fremdem, Unbekanntem – was nicht immer Feindlichem zu bedeuten braucht –, das Erlebnis des Entdeckens einer von der Vergangenheit hinterlassenen Spur, das Zusammenleben mit Gegenständen, die einst anderen gehörten. Also „Danzig oder die Welt“.

Auf diese Weise bewirken die verallgemeinernden biographischen Erfahrungen von mindestens zwei Generationen der Danziger, vervollständigt durch die Vorstellungskraft und die literarischen, malerischen, musikalischen Inspirationen, die künstlerisch verarbeitet wurden, daß die Romane von Chwin die wortwörtlichen historischen Beziehungen Danzigs allein weit überschreiten. Sie überschreiten auch die Grenzen der realistischen Poetik, dagegen entdecken sie auf der einen Seite ihre historiographische, auf der anderen ihre symbolische Bedeutung. Insbesondere „Hannemann“.

„Hannemann“ ist ein vielschichtiger Roman, mit vielen Ebenen, mit vielen Bedeutungen, schwer definierbar, sogar schwer kurz zu fassen. Die Leser, abhängig vom Alter, von den Erfahrungen, von ihrer literarischen Kultur, sogar vom Wohnort und von der Nationalität, werden in diesem Roman sie selbst nahe berührende Gedanken, Ideen, Tönungen, Stimmungen vorfinden. Diese Offenheit, die verschiedenes Lesen dieses Romans erlaubt, auch durch die kritische und Leserrezption bestätigt,

scheint eins der wichtigsten Merkmale dieses Buches zu sein und sein großer Vorteil. In Deutschland wurde „Hannemann“ unter dem Titel „Tod in Danzig“ veröffentlicht.

Dieser Titel scheint den deutschen Leser zu bewegen. Nicht nur wegen der Assoziation zu der Erzählung von Thomas Mann „Der Tod in Venedig“, hauptsächlich aber durch seinen elegischen Bedeutungsaspekt, der das Problem des Todes nicht nur in Danzig, sondern auch des Todes der Stadt selbst, eines wesentlichen Teils seiner historischen und kulturellen Identität.

Es besteht die Möglichkeit, daß die Deutschen diesen Roman als ein „Grabbildnis“ der Stadt interpretieren, einer Stadt, die es nicht mehr gibt, als ein Epitaph, zur Erinnerung an seine vertriebenen und tragisch verstorbenen Vorkriegseinwohner, die auf erschütternde Weise ums Leben gekommen sind mit dem von den Russen torpedierten Schiff „Wilhelm Gustloff“, an dessen Deck sich über 5.000 Flüchtlinge befanden.

Der so formulierte Titel des Romans spricht vor allem eine Ebene des Buches an – die historische, ja sogar die dokumentarische, die dort vorzufinden ist, dank der sehr eindrucksvollen, ehrlichen und detaillierten Information über das Leben einiger deutscher Familien im Vorkriegs-Danzig, über ihr dramatisches Scheiden aus der Stadt im Januar 1945 und ihren tragischen Tod. Den deutschen Leser muß es besonders berühren und in seinen Augen Anerkennung verdienen, daß ein polnischer Schriftsteller der jüngeren Generation das Bedürfnis und die Fähigkeit hat, über die deutsche Anwesenheit in der Freien Stadt Danzig zu erzählen, wie auch menschlich offen über das gegenseitige Anderssein und die Fremdheit, über das Zusammenleben von Polen und Deutschen im Nachkriegs-Danzig, ohne historischen Groll und Haß, ohne ideologische Ressentiments, mit Achtung für die Tatsachen, mit Verständnis für das menschliche Drama.

Der polnische Titel des Romans von Stefan Chwin, der Name der Hauptperson, scheint dagegen die existentielle Problematik zu akzentuieren, verwickelt in einen philosophischen, kulturellen und literarischen Kontext. Der Name „Hannemann“ wirkt auf den polnischen Leser mit der Fremdheit seines Klanges und dieser klangliche Eindruck des Fremden ist ein Zeichen für die Person des Helden: einer geheimnisvollen Gestalt, die schwer zu zähmen ist. Die beabsichtigte Knappheit und lautliche Härte dieses Titels, wirkt in demselben Grad anziehend, wie auch zurückweisend. Der Leser weiß von Anfang an: „das ist von irgendeinem Deutschen...“ und für einige könnte es ein ausreichender Grund sein, diese Buch überhaupt nicht in die Hand zu nehmen. Aber diese erste Erkenntnis könnte auch von Fragen begleitet werden: was für ein Deutscher ist das? wo? wann? was wurde über ihn erzählt? Die Neugier des Lesers wird durch die Ankündigung eines Portraitromans geschürt. Des Portraits eines Deutschen, der „Hannemann“ heißt, in

dessen Klang sogar ein nicht-deutsch-sprechender Pole in einem kleinen Teil erkennt – Mann-Mensch. Also ein Roman, der ein Portrait eines anderen Menschen darstellt. Eine künstlerische, aspektreiche Narration des Romans, die aus vielen Sichtpunkten geführt wird, zeigt ein fast vollkommenes und reichhaltiges Bildnis des deutschen Arztes, Professor für Anatomie in der Medizinischen Akademie im Vorkriegs-Danzig. Aus unbekanntem und verwirrenden Gründen ist er nach Kriegsende in Danzig geblieben und begann ein Leben neben den neuen polnischen Einwohnern in einem Alt-Olivaer Haus in der Lessingstraße 17, die jetzt ul. Grotgera hieß.

Schon die ersten Seiten des Romans führen den Leser ins Zentrum des persönlichen Dramas von Hannemann. Der kriminelle Faden – die geheimnisvolle Katastrophe des Ausflugsdampfers „Stern“ und der Tod seiner Geliebten Luise Berger – bildet den Ausgangspunkt für die, im gewissen Sinne

Farbe des Gefühls, glaubt nur an die Wahrnehmung des von jeglicher Leidenschaft befreiten Auges, „welches nur die kleinen, einzelnen, getrennten Dinge sehen wollte.“ Denn wie soll schließlich ein Mensch in einer ihm fremden Welt leben, wenn alles, was er gekannt und geliebt hatte, aufgehört hat zu existieren, wenn ihn das Schuldgefühl und die Scham zu leben zu Boden drücken, angesichts der anderen Tode. Das ist in gewissem Sinne „ein Leben nach dem Leben“.

Hannemann gerät in Melancholie, diesen besonderen Zustand des Geistes, in dem der Mensch von der Gegenwart abgewandt ist zur Vergangenheit, ohne Schmerz und ohne Empörung, in einer milden Trauer, in kühler Kontemplation, mit besonderer Empfindlichkeit der vergangenen Schönheit gegenüber. Das sind sehr romantische und in ihrem Geist deutsche Seelenzustände. Für Chwin ist es wichtig, daß Hannemann sich in die Briefe von Heinrich Kleist



*Im Saal des Altstädtischen Rathauses
v. l.: Dr. Ewa Nawrocka, Prof. Dr. Halina Stasiak, Stephan Chwin.*

an der Oberfläche des Romans laufende Handlung. Sie bildet den Hintergrund für das in Halbtönen, Halbschatten entstehende Portrait des Helden. Die Entwicklung wächst in dreißig kunstvoll komponierten und, was die Stilistik anbetrifft, musikalisch organisierten Kapiteln an. Ihre Titel weisen vor allem auf das Gewicht der Gegenstände, kleiner Dinge, Details der Landschaft, Fragmentente des Raumes und der Wörter, in der Ausfüllung der höheren Bedeutungsebene des Romans, über die ein diszipliniertes und kühles Bewußtsein des Autors wacht.

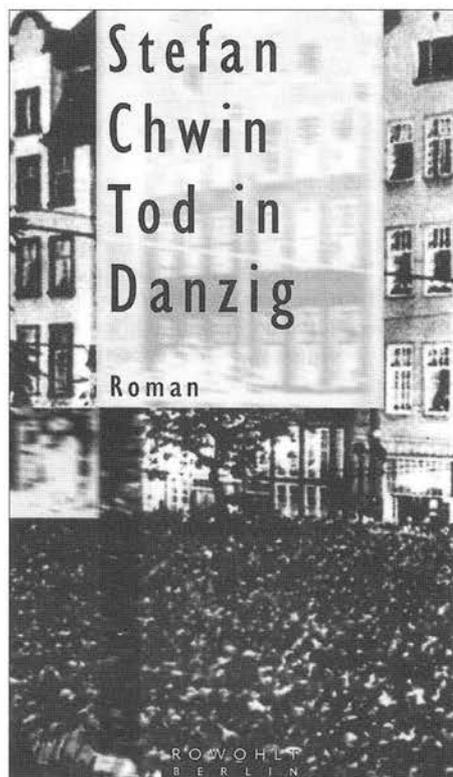
In der Gestalt von Hannemann stellt Chwin ein psychologisch-philosophisches Halbleben dar, dessen Wesen in einer Abstumpfung der Stimme der Welt gegenüber liegt, einem Unbehagen, die Ganzheitsbilder aus der Realität zu holen, das Einsinken in die geistige Leere, welche die Fähigkeit zum Emotionalen eliminiert. Sie treibt aus den behaltenen Bildern der Vergangenheit die

und Henriette Vogel vertieft und in die Beschreibung ihres Selbstmordes am Wannsee. Für ihn ist es ein unerreichtes und begehrtes Ideal eines gemeinsamen Todes zweier Geliebten, eines schönen Todes, auf einer Blumenwiese, in Begleitung von inszenierten schönen Gesten, Gewändern, Gegenständen. Das ist ein Tod, der hochmütig auf das Leben verzichtet, welches den Idealen der Vorstellung und der Gefühle nicht gewachsen ist. Für diesen Tod ist die einzige Motivation der existentielle Schmerz des Daseins und der ästhetische Ekel angesichts der Häßlichkeit der Welt.

Allerdings erweist sich dieser seelische Kokon, der Hannemann von dem Rest der Welt abgrenzt, nicht als allzu dicht. Herr J., ein Pole, Germanist aus dem Polnischen Gymnasium in Danzig, Gefangener des Konzentrationslagers in Stutthof, erzählt ihm von einem anderen Selbstmord: dem eines polnischen Malers und seiner Geliebten irgendwo in den östlichen Sumpfgübeln, als die fremden Heere Polen angegriffen haben. Für Herrn J. ist dieser Tod „viel schmerzhafter, als das, was am Wannsee passierte“, denn polnische Selbstmorde, die in

Erinnerung bleiben sollten und die den Menschen bewegen, geschehen aus Gründen, die man so zu sagen als historisch bezeichnen könnte. „Herrn J.“, schreibt Chwin, „befürchtete, daß Hannemann in der Erzählung vom polnischen Maler und dem Mädchen, welche in den östlichen Sümpfen starben, nichts fand, was seine Seele mit jenem Licht füllen konnte, mit dem ihn die Geschichte von Kleist und Henriette erfüllte.“

Tatsächlich empfindet Hannemann eine ästhetische Distanz diesem häßlichen Tod gegenüber, (die beiden haben sich die Adern geöffnet), einem, im gewissen Sinne, durch



äußere historische Bedingungen erzwungenen Tod eines unbekanntes Malers, in dem der polnische Leser sofort Stanisław Ignacy Witkiewicz wiedererkennt. Dieser Name wird im Roman nicht erwähnt und das ist absichtlich so geschehen, denn das Zitieren der Geschichte dieses Freitodes von Witkacy soll unmittelbar die Gestalt von Hannemann charakterisieren. Aus der ganzen Geschichte merkt er sich nur einen Satz, welchen der Maler zu dem Mädchen sagt: „Schlaf nicht ein, bevor ich einschlafe, lasse mich nicht allein“. Dieser Satz und der Seelenzustand, in dem er gesagt wurde, ist im Einklang, mit seinem Seelenschmerz nach dem Tod von Luise Berger. Die Situation Hannemanns liegt allerdings noch viel näher der der Geliebten des Malers, welche den Selbstmordversuch überlebte und wieder ins Leben zurückgedrängt, den Tod suchte. Dem Geliebten konnte sie nicht verzeihen, daß er sie allein gelassen hat. Das Ungeheuerliche dieses „Lebens nach dem Tode“ übersteigt in Hannemanns Bewußtsein das ganze Drama des gelungenen Selbstmordes des Malers.

Und noch ein Moment der Überschreitung

der geistigen Einsamkeit und Isolation von Hannemann. Das ist die Zeit, in der er gemeinsam mit einem polnischen Jungen, dem Andreas Ch., der mit Hilfe von Hannemann seine Deutschkenntnisse verbessern will, Briefe von Kleist liest. Beide finden in dieser Lektüre eine nicht näher benennbare Nähe und – in den gelesenen Briefen – eine Gemeinsamkeit beim Auffinden einer Form für eigene geistige Erlebnisse, Dramen, Verzweiflung, Sehnsüchte und Wünsche. Ihr Polnischtum und Deutschtum werden beiseite geschoben, sie werden ungültig angesichts der Begnung eines reifenden Jungen, der den Reizen eines noch unbekanntes „dunklen Erwachseneins“ erliegt, mit einem schmerzhaft erwachsenen Mann, der in die süßen, sonnigen verlorenen Welten seiner Jugend zurückkehrt.

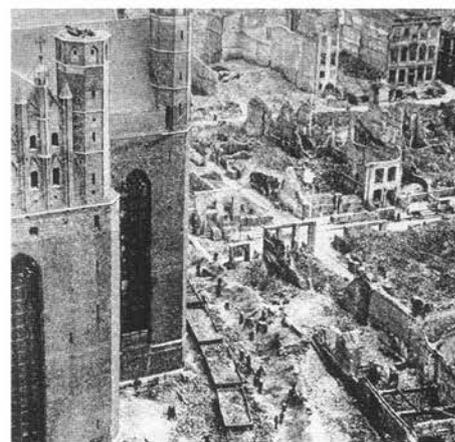
So ergänzt die Form der deutschen Kultur in ihrer literarischen, musikalischen und malerischen Gestalt (insbesondere die romantische Malerei von Caspar David Friedrich) diesen Mangel in der polnischen Kultur, welche die existentielle Problematik zugunsten der historischen vernachlässigt. Im Roman von Chwin wird Hannemann geistig gerettet, mit Hilfe des auf paradoxe und drastische Weise wachgewordenen Lebenswillens. Das geschieht durch Hanka, einer – genauso wie er selbst – fremden und geheimnisvollen Gestalt, einem Flüchtling aus dem Osten, die „Ukrainka“ genannt wurde. Hannemann rettet sie vom selbstmörderischen Tod. In dieser Geste erfüllt er nicht nur die berufliche Pflicht eines Arztes, sondern er tilgt seine Schuld Luise gegenüber, die er nicht gerettet hat, obwohl man an ihrem Körper und ihrem Benehmen Anzeichen der Vorbereitung auf den Weg in den Abgrund des Todes bemerken konnte.

Hanka, so anders als Luise, so haßerfüllt und aggressiv Hannemann gegenüber für die unerwünschte Intervention, aber so ungestüm weiblich, wirkt auf ihn erotisch außerhalb seines Willens und seines Bewußtseins. Und als dann noch, wie Kaspar Hauser, ein geheimnisvolles, niemandem bekanntes, stummes und schauspielerisch begabtes Kind erscheint, das Hanka in ihr Herz schließt, nimmt Hannemann beide in Schutz. Sie sind wie die heilige Familie, nicht durch Blutbande gebunden, aber durch ihre Fremdheit in der Welt, durch ihre Einsamkeit, durch das Geheimnis und die Bedrohung, welcher sie ins Unbekannte entfliehen möchten.

Den symbolischen Sinn der Ereignisse zeigt die – neben Hannemann – zweite bedeutende Gestalt des Buches, der Erzähler Piotr, ein polnischer Junge, der mit seinen Eltern dasselbe Haus wie Hannemann bewohnt. Piotr erzählt die Geschichte seiner kindlichen Faszination für den fremden und unbekanntes Nachbarn und versucht nach Jahren dessen Geschichte aufzuhellen. Er wird darin durch den Autor-Erzähler unterstützt, einem Allwissenden und Allmächtigen, wie der „Romangeist“ von Mann, der das Leben der Familie von Hannemann kennt, der aber vor allem in die verstecktesten

Gedanken und Herzensschwingungen des Helden gemäß seinem Sichtpunkt eindringen kann.

Er verleiht den Gestalten und dem Geschehen einen symbolisch-metaphysischen Charakter, insbesondere dem Untergang von Danzig, welches zum Jüngsten Gericht aufgerufen wird, als ob das Hans-Memling-Bild eine Voraussage der die Stadt erwartenden Katastrophe wäre. Die Flucht der Deutschen aus der brennenden Stadt erinnert an den Untergang von Sodom und Gomorrha, und Hannemann, der sich in Richtung des Hafenkais wendet, wird wie die Frau von Loth, vom Blitz getroffen. In ihm „versteinert“ der Lebenswillen und die Fähigkeit zur Flucht. Die Geschichte spottet aber den einfachen biblisch-mythologischen Analogien, denn gerade den in der toten Stadt bewegungslosen Hannemann rettet zuerst das physische, dann aber auch das seelische Leben in einer diskreten und wortlosen Zweisamkeit mit „einer jungen, dunkelhaarigen Frau, welche sich etwas Böses anzutun beabsichtigte“ und mit einem unbekanntes stummen Jungen, dem Hannemann die Zeichensprache beibringt.



Danzig, Frauengasse, 1945.

Die beiden Romane von Stefan Chwin: „Die kurze Geschichte eines Scherzes“ und „Hannemann“ erzählen über die Grauen und den Irrsinn der Geschichte, über die Verführung durch ihre theatralische Schaulbarkeit und teuflische Dämonität, über die Gefahren, welche insbesondere junge Geister bedrohen, die aber im Endeffekt weder objektiv noch unbesiegbar sind. Die Ruhe und Stille der Gärten, die sichere Vertrautheit und der freundliche Stimmenwarr der Häuser, das menschliche Wohlwollen und die Güte, aber auch das Bewußtsein dessen, daß es eine höhere Ordnung gibt, als die geschichtlichen Rechte, deren Symbol bei Chwin die Kathedrale ist, bewirken, daß sie ihr bedrohliches Gesicht verliert und sich zähmen läßt, sei es nur auf den Seiten der Literatur.

Übersetzung Halina Stasiak

Stefan Chwin, *Tod in Danzig*, übersetzt aus dem Polnischen von Renate Schmidgall, Rowohlt Berlin 1997, ISBN 3-87134-283-1, 36,- DM.

Das Danziger Jubiläumsjahr 1997

Prof. Dr. Andrzej Januszajtis,
Danzig

Danzig ist mehr als 1.000 Jahre alt – die Dendrochronologie hat es bestätigt. Die Analyse der Baumzuwachsringe der bei Grabungen gefundenen Befestigungsteile der ältesten Stadtsiedlung unter dem Rechtstädtischen Rathaus am Langen Markt ergibt die Fälldaten 901 und 932. Die Feier des Millenniums bezog sich auf den Besuch des hl. Adalbert, der in der „urbs gydanyzc“ im Jahre 997 viele Menschen getauft hat und vom Danziger Hafen aus ins Samland segelte, wo er den Märtyrertod fand (die „modische“ Pogesanien-Hypothese steht auf schwachen Füßen).

Die Vorbereitungen zum großen Adalbert-Jubiläum begannen im Jahre 1992, als der Verfasser dieser Zeilen – damals Vorsitzender des Stadtrates – zum ersten Mal den Abgeordneten die Idee vorgestellt hat. Es entstand ein Organisationskomitee. Nahezu 50 Experten fingen an, Programmorschläge zu erarbeiten. Man plante, sich nicht nur auf die Feierlichkeiten zu begrenzen, sondern auch die Stadt umzugestalten und möglichst viel Dauerhaftes zu schaffen. Den langen Diskussionen folgte am 8. März 1994 ein Ratsbeschluß, der für das Vorhaben legale Grundlagen und Verpflichtungen setzte.

Nach der zweiten Kommunalwahl 1994 änderte sich die Leitung des Komitees, aber die Idee blieb erhalten. Es gelang, für die Finanzierung die Unterstützung aus städtischen, staatlichen und privaten Mitteln zu gewinnen. Alle wollten helfen. Es gab eine Überfülle von Vorschlägen, so daß das Programm unübersehbar zu werden drohte. Doch schließlich gelang es, alles zu synchronisieren und in einen gewaltigen aber kontrollierbaren Ereignisstrom zu lenken.

Wie es sich gebührt, wurde der Anfang von der Kirche gemacht. Am Karsamstag, dem 29. März, fand in St. Marien ein ungewöhnlicher nächtlicher Gottesdienst statt, verbunden mit der Wiederholung der Taufe Danzigs. Zwölf noch ungetaufte Katechumenen in verschiedenem Alter wurden vom Erzbischof von Danzig getauft. Zehntausende von Gläubigen konnten die historische Atmosphäre der Zeremonie verspüren, als sie die Worte des Zelebranten hörten: „Im Jahre 997 kam der böhmische Bischof nach Danzig und taufte seine Bewohner. Und jetzt, nach 1.000 Jahren, taufe ich, der polnische Bischof die Bewohner von Danzig mit denselben Worten...“. Es war ein würdiger Auftakt zum Jubiläum.

Die öffentlichen Feierlichkeiten begannen am 18. April mit einem historischen Umzug, an welchem mehr als 1.000 Personen teilnahmen. Im erneuerten Artushof fand eine feierliche Sitzung des Stadtrates statt. Ein Höhepunkt der Eröffnungsfeier war die Weihe der speziell gebauten Replik eines Bootes aus der Zeit des hl. Adalberts

durch den polnischen Primas Józef Glemp. Ungeachtet des ungünstigen Wetters versammelten sich zu dieser Feier auf der Langen Brücke Tausende von Menschen.

Im Jubiläumsjahr fanden insgesamt nahezu 1.000 Veranstaltungen statt, darunter 500 Konzerte, 54 Theatervorstellungen, 81 Ausstellungen, 97 Konferenzen und Symposien, 10 Welt- oder Europa-Meisterschaften und vieles andere. Es erschienen 53 Bücher mit dem Millenniumswahrzeichen. An 19



GDAŃSK 997 - 1997®

Schulwettbewerben nahmen Tausende von Schülern teil.

Alle Veranstaltungen zu besprechen ist unmöglich. Unter den wichtigsten sollte man folgende nennen:

2. Mai: Eröffnung der Ausstellung „Aurea porta“ (Goldenes Tor) im Nationalmuseum – der größten derartigen Ausstellung in der Geschichte Danzigs, mit über 900 Danziger Kunstwerken, ausgeliehen aus den Museen in 36 Städten aus 6 Ländern.

16.–18. Mai: VI. Kongreß der Deutsch-Polnischen und Polnisch-Deutschen Gesellschaften, an dem so hohe Gäste teilnahmen wie die Präsidentin des Deutschen Bundestages, Prof. Dr. Rita Süßmuth, und

Kongreß zu Pfingsten 1997 – Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth und die Vizepräsidentin des Sejm Zofia Kuratowska besichtigen die Ausstellung des Adalbertus-Werks.



die Vizepräsidentin des Sejm, Zofia Kuratowska. Bei dieser Gelegenheit konnte man die schöne Ausstellung über das Leben und die Aktivität der vertriebenen Danziger Katholiken in Deutschland anschauen, vorzüglich vorbereitet durch das Adalbertus-Werk.

26.–29. Juni: Tagung der Neuen Hanse mit rund 2.500 Teilnehmern aus 108 Städten, eröffnet von den beiden Präsidenten von Polen und Deutschland, Kwaśniewski und Herzog, unter dem Motto „Hanse investiert in Hanse.“

30. Juni: Verleihung der Ehrenbürgerwürde Danzigs an drei ehemalige Präsidenten: Bush, Weizsäcker und Wałęsa.

2.–17. August: Europäischer Dominiksmarkt mit Präsentation von 14 Partnerstädten und Regionen Danzigs und einem internationalen Ritterturnier.

21.–25. August: Internationales Segelschiff-treffen, u. a. mit der Teilnahme von 15 der größten Windjammer und 90 Segelbooten aus aller Welt.

14. September: „Festival der 1.000“ der Baltischen Philharmonie in Danzig mit Chören und Orchestern der Partnerstädte; in einem prachtvollen Abschlußkonzert wurde die 8. Symphonie von Gustav Mahler von mehr als 600 Musikern aus 6 Ländern aufgeführt.

Es gab auch viele Veranstaltungen, die nicht im öffentlichen Programm standen. Unter diesen möchte ich den von der Stadt unterstützten „2. Aleksandra-Januszajtis-Violin-Wettbewerb“ nennen, in welchem 62 junge Geiger aus ganz Polen wetteiferten. Die besten von ihnen sind schon heute – im Alter von 12 bis 15 Jahren! – vollkommene Virtuosen.

Faßt jeder Tag dieses einmaligen Jahres war voll von unvergessenen Ereignissen. Was bleibt? Renovierte Häuser, Straßen und Baudenkmäler, schöne Erinnerungen, aufgefrischte alte und angeknüpfte neue Beziehungen usw. Am wichtigsten ist das neuerweckte Interesse für Danzig und seine Geschichte – nicht nur bei den Gästen, sondern auch bei den jungen Bewohnern der Stadt.

„Wir werden geboren, um zu sterben, und sterben, um zu leben.“ Diese Worte findet man in der Abtei Corwey an der Weser. „In diesem Zitat steckt alles drin“ eröffnete Prälat Johannes Bastgen sein Referat vor rund 25 Zuhörern in Essen-Werden. Vor 15 Jahren hatte er das letzte Mal die traditionelle Frühjahrstagung von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend gestaltet – damals noch als Stadtjugendseelsorger von Düsseldorf. Inzwischen Personalchef im Erzbistum Köln, freute er sich, einmal wieder als „gläubiger Mensch und Theologe“ sprechen zu dürfen. Neben dem Sinnspruch aus Corwey fiel ihm noch ein Zitat zum Thema Tod und Auferstehung ein. Franz Böckle, der bekannte Bonner Moraltheologe, prägte es auf seinem Sterbebett im heimatlichen Glarus: „Ostern ohne Karfreitag ist eine Illusion; Karfreitag ohne Ostern ist eine Katastrophe.“

Als Einstimmung ins Thema verteilte der Referent einen „Denkzettel“, d. h. eine Postkarte mit einem Bild von Ernst Alt mit einer Darstellung des Propheten Jeremia auf dem Grund einer Zisterne, in die er geworfen worden war. Er kauert dort verzweifelt und in banger Todeserwartung, selbst der Lichtkegel, der durch die Brunnenöffnung fällt, erreicht ihn nicht mehr. Verzweiflung und Angst ist ein urmenschliches Gefühl, das trotz Gottvertrauen auch in der Bibel brei-



*Der Prophet Jeremia im Brunnen
Ernst Alt, 1973.*

das momenthaft jeder erlebt hat. Dieser Sehnsucht werde der christliche Auferstehungsglaube am ehesten gerecht.

Der Philosoph Ludwig Feuerbach würde einwenden, daß der christliche Glaube nichts als die Dogmatisierung frommer menschlicher Wünsche darstelle. Er steht für die andere atheistische Todesdeutung und hatte

Tod und Auferstehung Religiöse Frühjahrstagung in Essen-Werden am 7./8. März 1998

ten Raum einnimmt. Besonders prägnant erscheint dies beim Psalmisten, wenn er betet: „Du hast mir die Freunde und Gefährten entfremdet; mein Vertrauter ist nur noch die Finsternis.“ (Ps 88,19), „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22,2) oder „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir.“ (Ps 130,1). Nach der Auffassung Bastgens geht es im christlichen Glauben auch nicht darum, Angst, Leid und Tod zu verdrängen oder zu verniedlichen, sondern durch Gottvertrauen Trost zu finden. So hat er auch während seiner Zeit als Pfarrer die Erfahrung gemacht, daß man bei Sterbenden nicht zu früh das Thema Auferstehung ansprechen dürfe. „Oft bewegen die Leute noch ganz andere Fragen, als das eigene Schicksal nach dem Tod.“ Sind die Kinder versorgt, wie werden die Angehörigen mit dem bevorstehenden Tod fertig, war das eigene Leben, so wie es war, gut? Das sind Beispiele dafür.

Verdrängung oder Leugnung machte Bastgen vielmehr bei nichtchristlichen Theorien zum Tod aus. Zum einen die positivistische Denkweise, die nur das als wirklich anerkennt, was sinnlich erfahrbar ist. Hier werde der Tod als etwas Natürliches und Problemloses verniedlicht. „Für natürlich halte ich den Tod nicht“, setzte Bastgen dem entgegen. Der Glaube, der bei diesen scheinbar rationalen Denkformen durch die Tür hinausgehe, kehre als Aberglaube durchs Fenster zurück in Form von Okkultismus, Totenkult etc. Die Sehnsucht nach dem ewigen Glück bleibe bestehen, nach einem Glück,

neben dem Idealist Hegel starken Einfluß auf Marx und Engels. In der hegelianisch-marxistischen Weltanschauung steht die Bedeutung des Individuums schon zu Lebzeiten hinter der der Gesellschaft zurück, sein Tod ist deshalb auch bedeutungslos, weil die Gesellschaft ewig lebt. Für Bastgen ist hier die Sinnfrage, die sich jeder Mensch stellt, nur verschoben, nicht gelöst.

Bei den Auffassungen, die von einem Leben nach dem Tod sprechen, gilt es ebenfalls zu differenzieren. Im Buddhismus ist der Glaube an eine Wiedergeburt verbreitet. Der Mensch erhält im nächsten Leben die Gestalt und die Stellung, die er aufgrund seiner Werke im vorhergehenden verdient hat, bis er den Status des Erleuchteten erreicht. „Doch was ist das für ein Gott, bei dem sich die Menschen abstrampeln müssen, bis sie ein gelungenes Leben verdienen“, fragte Bastgen: „Mit dem christlichen Gottesbild ist das nicht vereinbar“. Freilich räumte er ein, daß es umstritten sei, ob man beim Buddhismus überhaupt von Religion sprechen könne, weil es eine Gottesvorstellung in unserem Sinne gar nicht gebe. Für Christen gilt jedenfalls, daß dieses einmalige Leben der Ernstfall sei. Leib und Seele bilden dabei eine untrennbare Einheit. Es gibt keine Seele, die immer wieder einen neuen Körper belebt. Wie sich diese Einheit nach dem Tod mit einem „neuen Leib“ darstellt, das entziehe sich menschlicher Vorstellungskraft.

Eins allerdings könne man feststellen, behauptete der Referent, die Art der Beisetzung ob Erd-, Feuer- oder Wasserbestattung sei unerheblich.

Zum Abschluß der Nachmittagseinheit gab Johannes Bastgen den Zuhörern noch Fragen für die Meditation zuhause mit auf den Weg: Was empfinde ich beim Tod eines vertrauten Menschen? Was sage ich am Grab einem nahen Angehörigen des Verstorbenen? Was bedeutet für mich Sterben? Ist es wie ein Abschied für immer, ein Heimkommen, eine Verwandlung...?

In der anschließenden hl. Messe griff Prälat Bastgen in seiner Predigt über das Sonntagsevangelium von der Verklärung Christi die Gedanken des Nachmittags noch einmal auf. Die Jünger wollten den Augenblick strahlenden Lichtes festhalten, sie wollten dort auf dem Berg Hütten bauen, eine Bleibe einrichten, das Stück Himmel, das sie geschaut hatten, festhalten. Sie erfuhren in der Wolke in einem Augenblick die Offenbarung Gottes. Doch Christus nahm sie wieder hinab in die Wirklichkeit endlichen irdischen Lebens und gebot ihnen, niemandem davon zu erzählen, „bis der Menschensohn von den Toten auferweckt ist.“

Am Abend zeigte Gerhard Nitschke Dias zum Thema „Leid, Tod und Auferstehung in der Ikonenmalerei“. Auf den Ikonostasen der orthodoxen Kirchen befindet sich eine Bilderreihe, die den Festtagen gewidmet ist. Anhand von Ikonen des Kar- und Osterzyklus schlug er eine visuelle und meditative Brücke zu den Überlegungen des Nachmittags und verdeutlichte zugleich die unterschiedlichen Stile der verschiedenen Ikonenschulen in Kiew, Nowgorod und Moskau.

Am Sonntagmorgen setzte sich das Gesprächsthema mit dem Schwerpunkt Auferstehung fort. Prälat Johannes Bastgen betonte, daß Jesus Tod und Leben in die Mitte seiner Botschaft gestellt habe. Historisch betrachtet ist der Tod Jesu im Jahre 30 das sicherste, was man fassen könne. Gerne würde man als Christ ergänzen: „Und die Auferstehung“ – doch die könne der Historiker

*Höllenfahrt Christi,
Osterikone, Nowgorod, A. 14. Jh.*



nicht beweisen. Das älteste schriftliche Zeugnis über die Auferstehung Jesu Christi befindet sich im Ersten Korintherbrief (etwa im Jahre 55 verfaßt), in dem Paulus eine noch ältere Bekenntnisformel zitiert: „Christus ist für unsere Sünden gestorben, gemäß der Schrift und ist begraben worden. Er ist am dritten Tage auferstanden gemäß der Schrift, und erschien dem Kephais, dann den zwölf.“ (1 Kor 3b-5). Zu unterscheiden ist dieses Bekenntnis von den Ostererzählungen, die später entstanden und in denen gewisse Motive immer wiederkehren. Anhand der Ostererzählung mit Maria Magdalena (Joh 20, 1-18) verdeutlichte der Referent das Identitäts-, das Fremdheits-, das Leiblichkeits- und das Sendungsmotiv.

Schließlich ging es um die persönliche Auferstehung der Verstorbenen. Dazu stellte Johannes Bastgen sieben Thesen von Gerhard Lohfink vor, die einen aktuellen Beitrag in der Diskussion um den christliche Auferstehungsglauben darstellen.

1. In unserem Tod werden wir Gott endgültig und für immer begegnen.

2. Diese Begegnung wird uns zum Gericht,

zu einer gegebenenfalls schmerzlichen Erkenntnis des eigenen Lebens angesichts der vollen Wahrheit Gottes.

3. In dieser Begegnung erfahren wir Gott aber nicht nur als Richter, sondern auch als Verzeihenden. Die endgültige Entscheidung, sich beschenken zu lassen, muß der Mensch jedoch noch treffen.

4. Im Tod tritt der **ganze** Mensch mit Leib und Seele vor Gott hin.

5. Mit unserer eigenen Welt ist die übrige untrennbar verbunden. Mit einem Menschen tritt die gesamte Geschichte vor Gott.

6. Im Tod versinkt die Zeit. Es ereignet sich nicht nur die eigene Vollendung, sondern auch die Vollendung der Welt.

7. Unsere endgültige Begegnung mit Gott ereignet sich in Jesus Christus.

Zu dieser These ergänzte Johannes Bastgen noch ein Gebet von Niels Stensen, das seine spirituelle Tiefe offenbart wenn man bedenkt, das „Jesus“ (hebräisch: Je-schua) bedeutet „Gott rettet“. Der Arzt und Humanist des 17. Jahrhunderts formulierte auf seinem Sterbebett: „Jesus sei mir Jesus“.

Adalbert Ordowski

Delegiertenkonferenz der katholischen Vertriebenenorganisationen

IWO – Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Vertriebenenorganisationen wird auch in Zukunft für weitere fünf Jahre von ihrer bewährten Führungsmannschaft geleitet werden. Die Delegiertenversammlung der Arbeitsgemeinschaft bestätigte bei ihrer Versammlung vom 23. bis 25. Januar 1998 in Heiligenstadt **Herbert Werner** (Ackermann-Gemeinde) wieder als Sprecher, **Gerhard Nitschke** (Adalbertus-Werk) als seinen Stellvertreter und **Franz Olbert** (Ackermann-Gemeinde) als Geschäftsführer.

Aus den Berichten der einzelnen landsmannschaftlichen Gruppen über die Schwerpunkte ihrer Arbeit im vergangenen Jahr ergab sich ein breites Spektrum der Hilfen, die heute noch für die in den Vertreibungsgebieten verbliebenen deutschen Minderheiten, aber auch die Angehörigen der jeweiligen Herkunftsländer geleistet werden. Neben der in der Öffentlichkeit kaum beachteten Mithilfe bei der Erhaltung von Kirchen und Kulturdenkmälern wird auch eine beachtliche materielle Hilfe vor allem für die alten Menschen in diesen Ländern geleistet. Dabei wurde auch deutlich, daß viele älteren noch in der alten Heimat lebenden Deutschen Vereinsamung und Isolierung drohe. Oft mache sich auch Verbitterung über ihr Schicksal unter ihnen breit. Die Delegierten der landsmannschaftlichen Gruppen stimmten darin überein, durch Besuche, Patenschaften und Kontaktpflege die Arbeit für diese Menschen aufrecht zu erhalten.

Ausführlich wurde auch über die künftige Situation der Apostolischen Visitatoren gesprochen, über deren Status zur Zeit in der

Deutschen Bischofskonferenz intensiv nachgedacht wird. Übereinstimmend wurde darauf hingewiesen, daß eine Statusänderung der Visitatoren oder eine einschneidende Einschränkung ihrer bisherigen Arbeit unter den Vertriebenen zu Verbitterung und Verunsicherung führen würden. Viele würden dies als eine zweite Vertreibung auffassen. Denn bisher hätten sich die Vertriebenen gerade in der Kirche beheimatet gefühlt. Dies zeige sich vor allem an der überaus hohen Beteiligung an den zahlreichen Vertriebenenwallfahrten, die in ihrer inhaltlichen und thematischen Ausrichtung auch immer richtungweisende Funktionen in Gesellschaft und Kirche erfüllten. Dies sei sicher auch einer der Gründe, weshalb immer wieder prominente Kirchenführer und Politiker an diesen Wallfahrten teilnehmen würden. Bundeskanzler Dr. Kohl wird bereits zum zweiten Mal als Hauptredner bei der Glaubenskundgebung der 50. Wallfahrt der Vertriebenen „Kirche-Heimat“ am 7. Juni auf dem Schönenberg bei Ellwangen sprechen. Ebenso sei die Teilnahme des Präsidenten der Europäischen Bischofskonferenz, Kardinal und Erzbischof von Prag **Vlk**, hoch einzuschätzen.

Über die aktuelle politische Lage in den neuen Bundesländern informierte Bundestagsabgeordneter Dipl.-Ing. **Rudolf Meinel** (Chemnitz), der auch Mitglied der Ackermann-Gemeinde ist. Seine Ausführungen zeigten, wie hohe Erwartungen der Bevölkerung und die Politik der westlichen Parteien zu einer schwierigen Situation führen und zu labilen politischen Verhältnissen auf allen Ebenen beitragen.

Aus der Geschichte der Kaschuben

Es gab in der nun schon über 50jährigen Geschichte der Gementreffen und der gesamten Bildungsarbeit von Adalbertus-Werk und Adalbertus-Jugend eine Reihe von bedeutenden Persönlichkeiten, die den Geist und den Weg der Gemeinschaften mitprägten, die **wegweisend** waren vor allem in der Arbeit für Verständigung und Versöhnung mit dem **polnischen** Nachbarvolk. Eine der ganz wichtigen davon war Prälat Prof. Dr. Franz



Manthey, der von 1968 bis 1971 auch Geistlicher Beirat des Adalbertus-Werkes war.

Schon bald, nachdem er 1958 nach Deutschland gekommen war, fand er Kontakt zu den hier lebenden Danziger Katholiken. In den 13 Jahren bis zu seinem Tod 1971, die er unter uns lebte, hat er unermüdlich als „Brückenbauer“ zwischen Deutschen und Polen gewirkt. In Vorträgen und Arbeitskreisen bei den Bildungstagen des Adalbertus-Werkes – insbesondere bei den jährlichen Gementreffen, in ungezählten Artikeln im „Heimatbrief der Danziger Katholiken“ sowie in zahlreichen Buchveröffentlichungen, hat er immer wieder im besonderen zwei Themen in allen möglichen Facetten behandelt: zum einen das Thema „Deutsche und Polen“, indem er seinen Zuhörern das Verständnis für Geschichte, Sprache, Kultur und Frömmigkeit der Polen erschloß und vor allem das Gemeinsame und Verbindende zwischen den beiden Nachbarvölkern herausstellte, zum anderen das Thema „Heimat, Heimatliebe, Heimatverlust“, das er in einer weiten Dimension von der biblischen Theologie her über die historischen Bedingtheiten bis zu den Detailfragen nach der persönlichen Bindung an Geschichte, Kultur und Brauchtum aufarbeitete.

In diesen Kontext gehörte auch ein Essay „Aus der Geschichte der Kaschuben“, das Prälat Manthey auf Wunsch des Adalbertus-Werkes 1964 verfaßte. Immer wieder hatte er darüber Klage geführt, daß unter dem kommunistischen Regime in Polen die weitere Überlieferung der kaschubischen Sprache und Kultur behindert werde, daß er befürchte, sie werde Schaden nehmen und könne vielleicht sogar ganz untergehen. So bat er Prof. Manthey, uns eine „Handreichung“ für die Bildungsarbeit zu schreiben, die allgemeinverständlich die historischen Zusammenhänge unserer Heimat mit der kaschubischen Kultur festhielt. Das Ergebnis war die damals als Beilage zum „Heimatbrief der Danziger Katholiken“ veröffentlichte Arbeit, die die erste einer damit begonnenen neuen Schriftenreihe unter dem Titel „Wahrheit und Zeugnis“ werden sollte, die es heute noch

gibt. Hinzukam, daß viele von uns – auch der Verfasser dieser Zeilen – in der Familiengeschichte Wurzeln in der Kaschubei haben, so daß uns durch diese Arbeit auch Hintergründe unserer eigenen kulturellen und historischen Verwurzelungen erhellt wurden.

Nach einer kurzzeitigen aktuellen Beachtung beim Erscheinen hat dann – wie es das Schicksal vieler solcher Veröffentlichungen ist – diese Arbeit von Prälat Manthey lange Jahre „geschlummert“, bis sie 1992 bei der Vorbereitung auf das 46. Gementreffen, als für das kulturelle Rahmenprogramm das Thema „Das Kaschubenland – Land – Leute – Brauchtum“ gewählt wurde, wiederentdeckt und bei der Programmgestaltung genutzt wurde. Die „Wende“ hatte es möglich gemacht, daß wir zu unserer großen Freude bei diesem 46. Gementreffen gleich zwei prominente Kaschuben als Gäste begrüßen konnten: den Bischof von Elbing, Dr. Andrzej Śliwiński, und den Vizewoiwoden von Danzig, Prof. Dr. Józef Borzyszkowski. Die Beteiligten werden es nicht vergessen, wie in der „Stunde der Gemeinschaft“ diese beiden Gäste gemeinsam das „Kaschubische Alphabet“ im Original vorsangen und dann die anwesenden Kinder in einer deutschen Übersetzung wiederholten. Hier sprang etwas vom kaschubischen Geist von der dort noch beheimateten alten Generation zu einer neuen über, die – obwohl in vielfältiger Weise über Jahrhunderte mit diesem Lande verflochten – heute dort nicht mehr leben

kann und in der Gefahr ist, diese Vergangenheit ganz zu vergessen.

Daher wurde beim 46. Gementreffen der Gedanke geboren, das Essay von Prof. Manthey neu herauszugeben, diesmal jedoch als Gemeinschaftswerk in drei Sprachen: Deutsch – Polnisch – Kaschubisch. Der Beharrlichkeit von Prof. Borzyszkowski, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, ist es zu verdanken, daß er nun sichtbar in die Tat umgesetzt wurde. Im Sommer 1997 konnte das Buch in Danzig als Veröffentlichung des Kaschubischen Instituts in Zusammenarbeit mit dem Adalbertus-Werk erscheinen, und zwar mit einem Vorwort von Prof. Borzyszkowski – zugleich als Würdigung des Lebens und Werks von Franz Manthey – und einem Nachwort vom Vorsitzenden des Adalbertus-Werkes, gemeinsam mit dem authentischen Text von Prof. Manthey, alles in den drei Sprachen. Es ist eine bisher einmalige

Tat, wider das Vergessen und zugleich des geistigen Brückenbaus über die Grenzen hinweg. So sei allen Dank gesagt, die dazu beitrugen, ideell und materiell. Das Adalbertus-Werk hofft, mit der Zurverfügungstellung des Originaltextes und seiner Mitarbeit auch einen Beitrag dazu zu leisten, daß die Gestalt des Verfassers, Prälat Prof. Dr. Franz Manthey – eines verehrungswürdigen und liebenswerten Menschen, dessen hohe Intelligenz in seltener Weise mit Humor, Güte, Menschenfreundlichkeit und tiefer Frömmigkeit verbunden war – noch lange in Erinnerung bleibt.

G.N.

Franciszek Manthey/Franz Manthey, **O HISTORII KASZUBÓW / AUS DER GESCHICHTE DER KASCHUBEN**, Institut Kaszubski, Gdańsk, 1997, ISBN 83-908138-0-7, 140 S., 3 Abb., zu beziehen beim Adalbertus-Werk e.V., Düsseldorf, zum Preis von 10,- DM und 1,50 DM Porto.

Die Republik Polen

Seit 1990 ist Polen unser direkter Nachbar, dennoch ist das Wissen über das Land bei den meisten deutschen Zeitgenossen eher dürftig. Dr. Dieter Bingen – wissenschaftlicher Mitarbeiter am Bundesinstitut für ostwissenschaftliche und internationale Studien in Köln (und schon mehrfach Referent bei unseren Gementreffen) – hat nun ein Taschenbuch veröffentlicht, das dazu beitragen kann, Wissenslücken schnell zu schließen. Auf etwas über 200 Seiten wird hier „Eine kleine politische Landeskunde“ geboten. Sie enthält eine ausführliche Darstellung

der wechsel- und leidvollen Geschichte Polens bis in die jüngste Zeit, Informationen über das politische System, über geographische und wirtschaftliche Daten, über Kultur, Wissenschaft und Bildung. Schaubilder, Karten und Fotos sowie Literaturhin-



weise und ein Register ergänzen den Text. Das Buch ist uneingeschränkt zu empfehlen und dazu noch sehr preiswert.

Dieter Bingen, **Die Republik Polen. Eine kleine politische Landeskunde**. Günter Olzog Verlag Bonn Aktuell, 224 Seiten, Paperback, ISBN 3-87959-537-2, 16,80 DM.

Hohe Auszeichnungen

Prof. Dr. Januszajtis

Am 5. Dezember 1997 überreichte im Deutschen Generalkonsulat in Danzig die Generalkonsulin, Frau Dorothee Boden, Herrn Prof. Dr. Andrzej Januszajtis das ihm vom Bundespräsidenten auf ihren Vorschlag hin verliehene Verdienstkreuz der Bundesrepublik Deutschland I. Klasse. In ihrer Laudatio sagte Frau Booden u. a.:

„Prof. Januszajtis ist als Physiker und erster Dekan der Fakultät für technische Physik der Politechnika Gdańska Autor vieler wissenschaftlicher Veröffentlichungen. Frühzeitig hat er sich neben seinem eigentlichen Beruf für die Geschichte und Kultur Danzigs interessiert, die sein großes Hobby wurde. Sein besonderes Interesse galt den Leistungen Danziger Gelehrter und Wissenschaftler, die in der Blütezeit Danzigs zum Ansehen der Stadt beitrugen. Die wissenschaftlichen Traditionen Danzigs hat er als Brücke in die Zukunft interpretiert. In Vorträgen in Polen und Deutschland hat er viele Namen aus der Danziger Geschichte und Wissenschaft einem breiteren Zuhörerkreis näher gebracht. Die Kenntnisse über die bekanntesten Danziger Wissenschaftler Hevelius und Fahrenheit hat er vertieft. Seit Jahren ist er bemüht, die Geschichte Danzigs im objektiven Licht darzustellen. Die Tatsache, daß er damit den Beitrag Danziger deutscher Herkunft an der Gestaltung der Stadt gewürdigt hat, verdient besondere Anerkennung.

In seiner Zeit als Stadtratsvorsitzender Danzigs von 1990–1994 hat Prof. Januszajtis an



vielen Projekten, wie z. B. dem Wiederaufbau des Glockenspiels und der Astronomischen Uhr in der Marienkirche, im Geist deutsch-polnischer Aussöhnung aktiv mitgewirkt. Partnerschaften mit deutschen Städten hat er gefördert. Gerade Prof. Januszajtis hätte Grund gehabt, sich von den Deutschen für immer abzuwenden nach dem entsetzlichen Unrecht, das im Jahr 1941 seine Familie traf. Sein Vater kam in Auschwitz um. Ich verneige mich vor seiner Mutter, die so unendlich viel gelitten hat. Prof. Januszajtis hat sich nicht von Gefühlen der Rache leiten lassen, sondern sich vielmehr frühzeitig für eine objektive Geschichtsbetrachtung und für die deutsch-polnische Aussöhnung eingesetzt.

Ich freue mich besonders, daß ich Prof. Januszajtis die Auszeichnung der Bundesregierung noch in diesem Jahr, d. h. dem Jahr der 1000-Jahr-Feier Danzigs, überreichen kann und tue dies mit den besten Wünschen für ein weiteres langes Leben in guter Gesundheit zum Nutzen der deutsch-polnischen Freundschaft und zum Nutzen der Stadt Danzig.“

Das Adalbertus-Werk schließt sich diesen Wünschen an und gratuliert Prof. Januszajtis in aufrichtiger Mitfreude zu dieser Auszeichnung. Vor vier Jahren war er zum ersten Mal als Referent in Gemen. Seit dem hat sich eine sehr herzliche Verbindung zwischen ihm – und auch seiner Frau – und unserem Bildungswerk entwickelt, beide haben an der Gestaltung der Gementreffen 1995 und 1996 mitgewirkt, er auch an der aller vier bisherigen Studententagen in Danzig. Wir verdanken ihm die Erschließung vieler neuer Erkenntnisse über die Geschichte Danzigs, als deren bewundernswerter Kenner er sich immer wieder erweist und die ohne jede nationale Attitüde darzustellen er sich stets bemüht. Auch hat er die Verbindung zwischen der „Cappella Gedanensis“ und uns hergestellt, die nun schon dreimal speziell für unsere Gemeinschaft konzertiert hat. Wir sa-

VERANSTALTUNGEN

Bildungstreffen

26. April **Gütersloh**
21. Juni **Elmshorn**
30. August **Berlin**
18. Oktober **Braunschweig**
22. November **München**
29. November **Düsseldorf**

Änderungen bleiben vorbehalten.

93. Deutscher Katholikentag

10.–14. Juni 1998 in Mainz

Vertriebenengottesdienst:

Samstag, 13. Juni, 10.30 Uhr

Kirche St. Josef, Josefstr. 9, Mainz-Neustadt

52. Gementreffen

22.–27. Juli 1998

MARE BALTICUM –
GESCHICHTE – GEGENWART –
ZUKUNFT DES OSTSEERAUMS

s. Leitartikel und beigegefügtes Programm.
Anmeldung erforderlich bis 31. Mai 1998.

5. Deutsch-polnische Studientagung in Danzig

26. September bis 3. Oktober 1998

POLEN UND DEUTSCHE VOR DER
WENDE ZUM 3. JAHRTAUSEND –
Perspektiven für eine
gemeinsame Zukunft in Europa

Da nur ca. 25 deutsche Teilnehmer zugelassen sind, mögen sich Interessenten schon jetzt bei der Geschäftsstelle bzw. telefonisch unter (0211) 400440, Gerhard Nitschke, melden.

Termine in Kreisau

1.–15. Juni

Kunstworkshop Exlibris

28. Juni bis 2. Juli

Die Frau als Partnerin

Polnisch-russisch-deutsches Seminar

27. Juli bis 1. August

„Bedrohtes Erbe“ – Denkmalkundliches Seminar

15.–19. August

Internationaler Kunstworkshop

17.–19. August

Internationaler Kurs für Streichquartette

20.–30. September

Deutsch-polnischer Sprachkurs für Multiplikatoren

Ausführliches Programm wird auf Anfrage zugesandt

Internationale Jugendbegegnungsstätte Kreisau

z. Hd. Herrn Stephan Erb

PL-58-112 Grodziszczce, Krzyzowa 7

Tel./Fax (004874) 521182

**52. GEMENTREFFEN
VOM 22. BIS 27. JULI 1998**

gen Dank für diese Zeichen seiner Unterstützung unserer Anliegen und dürfen ihn sicher inzwischen als einen Freund unserer Arbeit in Danzig bezeichnen. **G. N.**

Erwin Gawrich

Wie wir erst relativ spät erfahren haben, hat schon am 2. Juni 1997 in Dortmund der Präsident der Landeszentralbank, Prof. Jochimsen, unserem langjährigen Mitglied Erwin Gawrich das Bundesverdienstkreuz am Bande überreicht, mit dem der Bundespräsident dessen Verdienste in der Spätaussiedler-Betreuung in seiner Heimatpfarre St. Marien in Witten gewürdigt hat. Seit zwölf Jahren Mitglied des Pfarrgemeinderates, seit sechs Jahren im Vorstand des Caritas-Verbandes und Angehöriger der Vinzenz-Konferenz, engagiert sich Erwin Gawrich – unterstützt von seiner Frau Ursula – intensiv in der Sozialarbeit, vor allem für die Aussiedler, sowohl ideell als auch materiell. Hilfe bei der Wohnungssuche, bei Behördengängen, Bewerbungen und Sprachkursen stehen neben der Unterstützung mit Möbeln, Bekleidung,

Spielzeug. Auch an der Redaktion einer Blindenzeitung ist er beteiligt. Die Frage nach einer evtl. Überforderung beantwortet er: „Man bekommt auch immer etwas zurück. Außerdem weiß ich, wovon die Aussiedler reden. Ich bin in Danzig geboren und nach dem Krieg selbst durch einige Lager gegangen“. Das Reihenhaus der Gawrichs hat offene Türen für die Hilfesuchenden, von denen schon einige ihren Dank und ihre Verehrung dadurch abzustatten suchten, daß sie Erwin Gawrich die Patenschaft über ihr Kind antrugen. Erwin Gawrich gehört mit zu den ganz frühen Gemeindefahrern. Seit den 70er Jahren hat dann seine Frau häufig mit den vier Kindern an den Treffen teilgenommen und im Programm III der Kinder intensiv mitgearbeitet. Die beiden Töchter sind sehr aktive Mitglieder der Adlbertus-Jugend geworden, haben sich im Sprecherteam engagiert und auch ihre Studien- und Berufswahl hat dadurch Richtung erhalten.

Wir gratulieren Erwin Gawrich sehr herzlich zu seiner hohen Auszeichnung und auch der ganzen Familie zu ihrem Engagement außerhalb des „Normalen“. **G. N.**

Zum Gedenken an Janusz Woźniak

Wir erhielten aus Danzig die traurige Nachricht, daß dort am 27. März 1998 Janusz Feliks Woźniak verstorben ist. An seiner Beerdigung am 2. April konnte der stellv. Vorsitzende des Adalbertus-Werkes, Alfred Ordowski, teilnehmen, der sich dort z. Z. zum Sprachstudium aufhält. Janusz Woźniak gehörte zur ersten Vierer-Delegation der Gesellschaft Polen-Deutschland im Jahre 1993, die ein Gementreffen besuchte. Seit dem war er jedes Jahr in Gemen, hat die Fahrten der Teilnehmer aus Danzig organisiert und bei den vier bisherigen Studientagungen in Danzig dort verantwortlich bei der Vorbereitung und Durchführung mitgewirkt. Ohne seine vielfältigen Verbindungen in Danzig wäre der Start zu den Studientagungen im Jahre 1994 und der Aufbau einer regelmäßigen Folge wohl kaum möglich gewesen.

Grundlage dafür war jedoch sein stetes Engagement für unser Anliegen der deutsch-polnischen Verständigung – insbesondere auch der zwischen „alten“ und „neuen“ Danzigern – von dem er sich seit unserer ersten Kontaktaufnahme überzeugt zeigte. Janusz Woźniak sah in der Begegnung und Zusammenarbeit der Gesellschaft Polen-Deutschland mit dem Adalbertus-Werk ein wichtiges Moment in der neuen Geschichte Danzigs. Daher veranlaßte er auch, daß zum Kongreß der Deutsch-Polnischen und Polnisch-deutschen Gesellschaften zu Pfingsten 1997 auch das Adalbertus-Werk mit einer Delegation nach Danzig eingeladen wurde. Dieser Kongreß, dessen Tagungsbüro er geleitet hat, war quasi die Krönung seines polnisch-deutschen Engagements. Sein Ziel war es, bei dieser Gelegenheit eine Gesellschaft „Amicis Gedanensis“ (Freunde Danzigs) zu begründen,

in der Danziger in aller Welt Mitglied werden sollten, um sich für Kultur und Geist der Stadt einzusetzen. Leider blieb für die Verwirklichung des Plans beim Kongreß keine Zeit.

Janusz Woźniak wurde am 22. Juni 1925 in Inowrocław (Hohensalza) geboren. Er studierte in Posen Ökonomie, siedelte bald nach dem Krieg nach Danzig über und arbeitete dort in verschiedenen Institutionen. Seit der Gründung der „Solidarność“ war er deren Mitglied und engagierte sich seit der „Wen-



de“ politisch in der „Unia Demokratyczna“ (Demokratische Union), heute „Unia Wolności“ (Freiheitsunion), deren Parteibüro in Danzig er bis zuletzt leitete. Zugleich

begann er, sich für die Gesellschaft Polen-Deutschland einzusetzen und wurde deren Generalsekretär in Danzig, außerdem auch Vicepräsident der Paneuropa-Union Gdańsk/Danzig. Sein vielfältiges Engagement ließ ihm oft wenig Zeit für ein Privatleben, vor allem auch für seine liebenswerte Frau, die ihm bei der Erfüllung seiner Aufgaben häufig beistand und der wir nun unsere Mittrauer bekunden. Janusz Woźniak hatte in Danzig viele Freunde, er galt als großzügig, offen und ehrlich, als freundlich und herzlich im Privatleben, wie auch fleißig und zuverlässig in seiner öffentlichen Tätigkeit. Auch wir Danziger außerhalb der Stadt haben ihn in den letzten Jahren immer mehr schätzen gelernt und werden ihn nicht vergessen. Gott schenke ihm das ewige Leben.

G. N.